

Zeitschrift:	Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber:	F. Pieth
Band:	- (1946)
Heft:	7-8
Artikel:	Die drei Engadiner Humanisten Gian Travers, Marcus Tatius Alpinus und Simon Lemnius
Autor:	Sieveking, Gerhart
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-397276

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLA

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEgeben VON DR. F. PIETH

→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←

Die drei Engadiner Humanisten Gian Travers, Marcus Tatius Alpinus und Simon Lemnius

Mit Übersetzungen aus ihren Dichtungen

Von † Gerhart Sieveking, Zuoz

Als Vorbemerkung mögen einige authentische Zeilen des Verfassers über seine Arbeit mitgeteilt werden.

„Eine langjährige Beschäftigung als Lehrer am Lyceum Alpinum in Zuoz bot mir die Gelegenheit, mich in meinen Mußestunden in die Geistesgeschichte Graubündens zu vertiefen. Dabei zogen mich besonders die drei großen Engadiner Humanisten Gian Travers, Marcus Tatius Alpinus und Simon Lemnius in ihren Bann. Über sie habe ich, auf Anregung einheimischer Kreise, im Winter 1942/43 in St. Moritz und in Zuoz Vorträge gehalten, deren Zusammenfassung ich auf den folgenden Blättern vorlege. Freilich nicht ohne Bedenken: handelt es sich doch um eine durchaus vorläufige Übersicht, gleichsam nur um den Rahmen, innerhalb dessen die eigentliche Forschung erst beginnen sollte. Zunächst war eine Verdeutschung der reizvollsten Lemnius-Verse geplant. Dann wollte ich den halb verwischten Spuren des Tatius nachgehen, und als letztes Ziel schwebte mir die Auffindung der verschollenen Briefe des Gian Travers und eine würdige Gesamtdarstellung dieses außergewöhnlichen Mannes vor. Nun aber ist daran nicht mehr zu denken, da ich, höheren Pflichten folgend, die Schweiz verlassen muß. Möge darum dieser bescheidene Ansatz so aufgenommen werden, wie er gemeint ist: als kleines Dankeszeichen für den reichen Gewinn, den mir mein Schweizer Aufenthalt geschenkt hat, und als Anregung für diejenigen, welche sich dem noch wenig erschlossenen Gebiet unserer neulateinischen Dichtung zuwenden oder gar, wie ich hoffe, mit besserem Glück die begonnene Arbeit fortsetzen und vollenden wollen.

Die einschlägige Literatur findet man ziemlich vollständig verzeichnet in Janett Michels Schrift „Vom Humanismus und seinen Anfängen in Graubünden“ (Programm der Kantonsschule Chur, 1929/30). Ferner sei hingewiesen auf Georg Ellingers „Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im 16. Jahrhundert“ (Berlin 1929 ff) und auf Werner Kaegis Aufsatz „Machiavelli in Basel“ (jetzt in den „Historischen Meditationen“, Zürich 1942). Außerdem bergen die Bestände der Churer Kantonsbibliothek und die Archive der alten Bündner Familien noch manche ungehobenen Schätze.

Zuoz (Engadin), im März 1943.

Gerhart Sieveking.“

Am 14. April 1945 ist Herr Sieveking bei einem Panzergeschoß in Dwerge (Oldenburg) gefallen. Die Herren Dr. Rudolf Rigganbach und Prof. Dr. W. Kaegi in Basel übermittelten dem Herausgeber das Manuskript mit dem Wunsche, es irgendwie zu veröffentlichen.

Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts wird geistesgeschichtlich durch drei Strömungen bestimmt: die Renaissance, den Humanismus und die Reformation. Unter Renaissance verstehen wir die Wiederentdeckung und Wiedererweckung des antiken Lebensgefühls, das, im Gegensatz zu der kollektiven Gebundenheit und zum vorherrschenden Jenseitsglauben des mittelalterlichen Menschen, durch ein neues Verlangen nach allseitiger Entfaltung des Individuums und durch eine freudige Bejahung des diesseitigen Daseins gekennzeichnet ist. Als höchster Wert gilt nicht mehr das religiöse, sondern das ästhetische Gesetz: quellende Fülle, gebändigt in eine schöne, d. h. harmonische Form, und zwar auf allen Lebensgebieten. Es ist Ihnen ja bekannt, daß dieses Ideal in Italien, vornehmlich in der Kunst und im geselligen und politischen Bereich, seine großartigste Verwirklichung gefunden hat.

Demgegenüber bedeutet der Humanismus, besonders in seiner Ausprägung nördlich der Alpen, eine gewisse Verengung. Die Ge samtharmonie löste sich auf, das Leibliche trat zugunsten des Geistigen zurück, der „uomo universale“ verkroch sich sozusagen hinter das Schreib- und Lesepult. Aus dem allseitig ausgebildeten Vollmenschen wurde der vielseitig gebildete Gelehrte, aus der jüngerschaftlichen Neugeburt der Antike mitten im täglichen Leben ihre schülerhafte Nachahmung fast nur noch in kontemplativ-literarischer Hinsicht. Geblieben war die Gerichtetheit aufs Diesseitige, aufs Menschliche – daher ja der Name „Humanismus“, daher aber auch die große Gleichgültigkeit den religiösen Fragen gegenüber – geblieben war der Individualismus, der freilich oft

genug in eitle Selbstgefälligkeit ausartete, und geblieben war vor allem die Anbetung der Antike sowie der Kult der schönen Form. Allein wenn auch viele seiner Träger nebenher als Staatsmänner oder Kirchenpolitiker mancherlei praktische Aufgaben bewältigten, so beschränkte sich der Humanismus als solcher doch ausschließlich aufs Sprachliche, d. h. auf die genaue Kenntnis und gewandte Handhabung des klassischen lateinischen oder griechischen Stils. Da die renaissancehafte Unmittelbarkeit allmählich verloren ging, verflachte das Ideal der erfüllten Schönheit in der Regel zu einer inhaltsleeren Eleganz. Philologische Gelehrsamkeit, Moralphilosophie oder Fachwissenschaft vermochten die fehlende Substanz nicht zu ersetzen. Nur einen, allerdings wesentlichen neuen Inhalt hat der Humanismus selbst hinzugebracht, das war die Entdeckung und Entfaltung des Nationalgefühls, obwohl auch dieses meist noch im rein Rhetorischen stecken blieb. Einige wenige kühne Geister zogen, wie Hutten, daraus die letzte Folgerung und wagten den Schritt von der toten Bildungssprache in die lebendige Nationalsprache. Im ganzen jedoch erfüllte erst die Reformation die humanistischen Ausdrucksformen mit wirklich neuem Gehalt, wodurch der Humanismus als Selbstzweck aber auch schon sein vorläufiges Ende fand.

Denn die Reformation knüpfte ja die zerrissenen Fäden zum Jenseits wieder an und ersetzte das menschliche Maß wieder durch das göttliche – nur daß sie dieses nicht mehr auf kollektivem Wege und auf magische Weise zu vermitteln versuchte, sondern individuell und, jedenfalls im reformierten Lager, mehr oder weniger rationalistisch. Die Hinwendung auf den Einzelmenschen, die sie nun als eine solche auf die Einzelseele religiös verinnerlichte, verdankte sie der Renaissance – dem Humanismus aber verdankte sie die Erkenntnis von der Wichtigkeit und Wirksamkeit des Wortes, die sie ihrerseits auf das Wort Gottes bezog. Dieses sollte nicht mehr durch kultischen Zauber beschworen, sondern durch überzeugende Rede, d. h. Predigt verkündet und ausgelegt werden. Deshalb behielt sie in ihren Schulen den philologischen und rhetorischen Studienplan des Humanismus bei, doch verlor er seinen Eigenwert und diente nur noch als Mittel zu einem höheren Zweck.

Diese schematischen Andeutungen müssen genügen, um Ihnen den geistesgeschichtlichen Hintergrund jener Epoche in Erinnerung zu rufen. Fragen wir uns nun, wie sich solche Strömungen

damals im Bündnerland ausgewirkt haben. Dazu müssen wir einen flüchtigen Blick auf dessen soziale, politische und kulturelle Lage werfen.

In den rauen Alpentälern Graubündens waren die Daseinsbedingungen der spärlichen Bevölkerung hart. Sie lebte, wie auch heute noch, in der Hauptsache von der Viehzucht, denn die kargen Äcker, obwohl sie noch weit zahlreicher waren als selbst jetzt wieder unter dem Zeichen der „Anbauschlacht“, brachten nur geringen Ertrag. Das meiste Getreide mußte aus Italien eingeführt werden. Dementsprechend war die Lebensweise einfach, ja ärmlich, wurde jedoch von den genügsamen Bergbauern keineswegs als drückend empfunden. Immerhin läßt sich daraus wohl der etwas nüchterne Charakter, die oft bis zum Geiz sich steigernde Sparsamkeit und der stark entwickelte Erwerbstrieb namentlich der Engadiner zum Teil erklären. Einen willkommenen Nebengewinn brachte der lebhafte Verkehr über die Alpenpässe, den man sich freilich ebenfalls noch höchst primitiv vorstellen muß — klagt doch der französische Plejadendichter Du Bellay in einem launigen Sonett, eine Reise durch Graubünden sei so beschwerlich, daß sie die Höllenstrafen für mehrfache Todsünden glatt aufwiege*.

* Das wenig bekannte Sonett sei — Spaßes halber — hier in deutscher Übersetzung mitgeteilt:

A n M a r s e i l l e
(den Sekretär der französischen Botschaft in Rom)

Wer seine Freundespflicht je so gering geschätzt,
Daß er den Freund verflucht, auf dessen Tod bedacht,
Den Bruder vor Gericht ins Unglück je gebracht,
Sich je in den Genuß von Mündelgut gesetzt,

Wer gegen Vaterland und König je gehetzt,
Wer je, wie Ödipus, den Vater umgebracht,
Die Mutter je erwürgt, wie's einst Orest gemacht,
Wer seinen Glauben je, sein Taufgelübd' verletzt —

Marseille, dem tut's nicht not, daß künftig er, zu büßen,
So er die Freveltat, die scheußliche, bereue,
Sich Tag und Nacht den Bauch mit schwerem Blei kasteie

Und sechs bis sieben Jahr' wallfahr' auf nackten Füßen:
Wenn er nur reisen will — nichts weiter — durch Graubünden,
Dann, mein' ich, muß ihm Gott verzeihen alle Sünden!

(Du Bellay, Regrets CXXXIV)

greiflicherweise versuchte jede Gemeinde, die Wegelosten möglichst niedrig zu halten und andererseits durch Zölle, Spann-, Trag-, und Führerdienste möglichst viel für sich herauszuschlagen, wodurch mancherlei Streit entstand. Auch die offene Ausplünderung der Reisenden war gar nicht so selten, selbst der Churer Reformator Comander schreibt an Bullinger, das Land sei voller Räuber. Zwar loben Franziskus Niger und Campell die Sicherheit der Straßen, doch müssen wir bedenken, daß jener seinem Gastland schmeicheln und dieser seine Heimat verteidigen wollte. Forschen wir in den zeitgenössischen Urkunden, oder lesen wir die Klagen des Gian Travers, so ergibt sich ein bedeutend ungünstigeres Bild. Daran ist sicher zum Teil die gegen Ende des 15. Jahrhunderts einsetzende Reisläuferei schuld, die zwar mehr Geld ins Land brachte, dafür aber die Sitten verwilderte. Zu friedlichem Erwerb sind die Bündner erst später ins Ausland gezogen. Der Landadel war vermöglicher, indessen damals noch keineswegs reich. Seine Haupteinkünfte bildeten neben dem Ertrag seines größeren Landbesitzes die Einnahmen aus Abgaben, Zöllen und öffentlichen Ämtern, vereinzelt auch schon aus dem Handelsverkehr. Dazu kamen nun ebenfalls die fremden Kriegsdienste und Pensionen sowie die Gewinne aus den neu erworbenen Untertanengebieten als nicht ungefährliche Bereicherung.

Recht eigentümlich waren die politischen Verhältnisse. Es herrschte eine Art wildwüchsiger demokratischer Urzustand, für den sowohl das Wüchsige wie das Wilde bezeichnend ist. In den durch hohe Bergketten scharf voneinander abgetrennten Talschaften hatte sich die Selbstverwaltung und der Freiheitssinn der alten karolingischen Markgenossenschaften trotz ziemlich verwickelter Herrschaftsansprüche in- und ausländischer Territorialherren lebendig erhalten und wurde mit einer starrköpfigen Eigenwilligkeit behauptet, deren Nachwirkung sich bis ins politische Leben unserer Gegenwart hinein bemerkbar macht. Die führenden Ämter hatte gewöhnlich der einheimische Adel inne, aber nicht als verbrieftes Vorrecht, sondern auf Grund freier Volkswahl nur dank seiner gehobenen sozialen Stellung. Von einer eigentlichen Aristokratie kann auf keinen Fall die Rede sein. Der Adel hing in seiner Führerrolle ganz von den oft sehr sprunghaften Launen des Volkes ab, das er andererseits mit allen Mitteln in seinem Sinne zu beeinflussen suchte. Daraus erklären sich die seltsamen Schwan-

kungen des politischen Kurses, die plötzlichen Umschwünge und die leidenschaftlichen, meist ganz willkürlichen „Strafgerichte“. Solch labile Zustände boten Raum für das Wirken großer oder ehrgeiziger Persönlichkeiten, bargen aber auch manch tückische Klippen, über die jeder, der sich ins Spiel wagte, unverhofft zu Fall kommen konnte.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts herrschte die Einigkeit allerdings noch vor. Die späteren Spaltungen in die beiden streitenden Lager der Salis und der Planta, in Evangelische und Katholiken, in Anhänger der französisch-venetianischen und der österreichisch-spanischen Partei zeichneten sich vorläufig nur in ihren allerersten Umrissen ab. Hatten sich doch soeben erst die drei Bünde im Innern ihre Unabhängigkeit, vor allem gegenüber dem Churer Bischof, erkämpft und zu einem selbständigen Gemeinwesen zusammengeschlossen, das in der Anlehnung an die Eidgenossenschaft einen starken Rückhalt besaß. Im Schwabenkrieg, in den italienischen Feldzügen, besonders in den beiden Müsserkriegen, in denen sie ihre welschen Eroberungen Worms, Veltlin und Clefen behaupten konnten, hatten sie auch außenpolitisch ein beachtliches Ansehen gewonnen, zumal sie als begehrtes Paßland damals eine besonders wichtige Schlüsselstellung zwischen den sich befehden den Hauptmächten Europas einnahmen. Aus all diesen Ursachen flutete damals eine mächtige Welle patriotischen Selbstgefühls durch Graubünden. Man könnte dessen Lage etwa mit derjenigen der Waldstätte zur Gründungszeit des ewigen Bundes vergleichen, oder noch genauer mit der gleichzeitigen der Stadtrepublik Genf an der westlichen Flanke der Eidgenossenschaft, wo sich ja gleichfalls die innerpolitischen Verhältnisse noch völlig im Fluß befanden. Nur kam in den drei Bünden zur sozialen Aufspaltung noch die partikulare hinzu: jedes Hochgericht war autonom, und für wichtige Entscheidungen mußte jedesmal seine Stellungnahme gesondert ermittelt werden. Trotz dieses sehr lockeren föderalistischen Rahmens wirkt es überraschend, daß wir hier in einem ländlichen Staatswesen fast dieselben politischen Zustände vorfinden, denen wir sonst zu jener Zeit eigentlich nur in den freien Stadtrepubliken begegnen. Das ist auch für die kulturellen Verhältnisse bedeutsam.

Die Bauernbevölkerung in ihrer Gesamtheit blieb allerdings von den zeitgemäßen Bildungsmächten noch ziemlich unberührt, doch

stiegen immer wieder verhältnismäßig viele Einzelgänger, namentlich aus dem Engadin, in geistige Berufe auf. Und die führenden Geschlechter – ob adlig oder nicht – beflissen sich in außergewöhnlichem Maße der akademischen Studien. Es ist geradezu erstaunlich, wie viele Bündner damals an den Hochschulen vor allem der Schweiz und Süddeutschlands immatrikuliert waren.

Daß freilich die Renaissance in diesem armen Bergländchen noch keinen fruchtbaren Boden finden konnte, ist begreiflich. Sieht man vom geselligen Leben auf der Churer Bischofsburg ab, wo in den Tanzveranstaltungen des leutseligen Iter oder in den Schmausereien des schwelgerischen Zuozers Thomas von Planta allenfalls etwas Renaissancehaftes anklingt, so wird man deren Spuren sonst nur sehr vereinzelt entdecken, z. B. in den Churer Waldgemälden nach Holbeins Totentanz, die sich eben jener Bischof Iter verschafft hat, oder in der Dorfkirche von Zernez, die durch den Herrn von Planta-Wildenberg im Renaissancestil ausgeschmückt worden ist. Um so nachhaltiger wirkten der Humanismus und die Reformation auf das Graubündner Geistesleben ein, die hier fast gleichzeitig und in enger Verbindung Eingang fanden. Der rationale Grundzug dieser beiden Strömungen lag dem verstandesmäßig-nüchternen Volkscharakter sicher näher als die phantasievolle Renaissancefülle. Zudem war es in der kargen und kalten Umwelt der einsamen Bergdörfer leichter, sich am warmen Ofen in lateinische Folianten oder in die Bibel zu vertiefen, als den schönen Künsten zu huldigen und bei den schwerfällig-verschlossten Älplern eine heitere Geselligkeit in harmonisch-stilisierten Umgangsformen einzuführen. Hierfür hat erst die Barockzeit die gemäßeren und heute noch nachwirkenden derberen Ausdrucksformen gebracht. Die willige Aufnahme der Reformation erklärt sich außerdem weitgehend aus der politischen Lage: ähnlich wie die deutschen Bauern begrüßten die Bündner die neue Lehre als willkommene Bundesgenossin in ihrem Bestreben, sich von der weltlichen Herrschaft des Churer Bistums zu befreien. Wie oft klagen die Reformatoren, es sei den Gemeinden gar nicht um das Evangelium, sondern bloß um die Einziehung der Kirchengüter zu tun, die aber nicht, wie in den Städten, dem Armen- und Schulwesen, sondern einfach der Gemeindekasse zugute kommen sollten. Und das Gehalt, das man den reformierten Pfarrern bewilligte, war in der Tat beschämend kümmerlich. Trotzdem faßte, dank der

weisen Einwirkung Bullingers, der von Zürich aus die Entwicklung stetig überwachte, und dank des idealistischen Eifers eben jener schlecht bezahlten Prädikanten, die neue Lehre allmählich auch in den Herzen der Graubündner Wurzel. Aber weil das Politische seinen Vorrang behielt, wurden sie keine Fanatiker und blieben zunächst mit den Altkläubigen in engster persönlicher Fühlung – erst die Gegenreformation hat dann auch hier die konfessionellen Leidenschaften entfesselt. Andrerseits wehrten sich die bündnerischen Reformierten gegen das Schwärzmertum der italienischen Religionsflüchtlinge, die bald scharenweise einströmten. Bezeichnenderweise konnten sich von ihnen nur diejenigen auf die Dauer im Lande halten, die wie jener Franziskus Niger eine mehr humanistisch-rationale Auffassung vertraten. Immerhin bleibt es auffällig, daß sowohl der Humanismus wie die Reformation nicht aus dem sprachverwandten Italien, sondern aus der deutsch sprechenden Schweiz übernommen worden sind, was aber natürlich mit der politischen Lage zusammenhängt. Auch war ja das Rätoromanische damals noch gar keine Schriftsprache. Es wurde nur im familiären und im alltäglichen Verkehr gebraucht. Die Kirchen- und Gelehrtensprache war das Latein, die Gerichts- und politische Verhandlungssprache, sogar hier im Engadin, war das Deutsche oder in den Südtälern und Untertanengebieten das Italienische.

Damit ist in knappen Strichen der Schauplatz skizziert, auf dem sich das Leben und Wirken der drei Männer abgespielt hat, von denen ich Ihnen jetzt im einzelnen berichten will. Mit Absicht habe ich drei Engadiner gewählt, die unter anderem durch ihre Dichtungen berühmt geworden sind: einmal, um eine gemeinsame Vergleichsgrundlage zu gewinnen, dann aber auch, um Ihnen gerade an ihrer Verschiedenheit die mannigfachen Möglichkeiten des damaligen Graubündner Geisteslebens aufzuzeigen.

Gian Travers, der Zuozer Staatsmann, Kriegsheld, Humanist und Reformator, ist sicherlich der bedeutendste von ihnen, nicht nur wegen seiner Leistungen, sondern vor allem, weil er menschlich und politisch wahrhaft Größe besitzt. Sein einzigartiges Ansehen im In- und Ausland beruhte auf seinem unbestechlichen Sinn für Gerechtigkeit – er war der Aristides Graubündens.

Um so merkwürdiger ist es, daß wir von seinem Privatleben fast gar nichts wissen. Seine Mutter soll eine Planta gewesen sein,

wie aber seine Frau geheißen, die ihm immerhin zwei Söhne und etliche Töchter geboren hat, ist unbekannt. Vielleicht wäre etwas mehr darüber zu erfahren, falls sein verschollener Briefwechsel, der sich im 18. Jahrhundert noch im Archiv der Familie von Salis-Samaden befand, wieder zum Vorschein käme.

Geboren wurde Gian Travers 1484 in Zuoz als Sproß einer etwa hundert Jahre früher aus Italien zugewanderten Patrizierfamilie. Über seine Jugend liegt einzig der etwas legendarisch klingende Bericht des treuherzigen Chronisten Ardüser aus dem Jahre 1598 vor:

„ist ein Jüngling von 8 Jahren den Schulen nachgezogen, erstlich gen München, darnach in das Sibenbürgerland kommen, und 13 Jahre ausbliben, daß man nichts von ihnen können erfahren, deshalb sein die nächsten Blutsfreund all sein Gut unter sich austheilt haben, dann sie ihn für Tod geschätzt hatten. Indeme ist er heim kommen, darum seine Verwandten ihm seine liegende Güter wider ristituiret haben.“

Auf diesen Scholarenfahrten – nachgewiesen ist bisher nur sein Studium in Freiburg i. Br. und in Leipzig – muß er sich eine ausgezeichnete humanistische Bildung, ein gründliches juristisches Wissen und eine ungewöhnliche Lebenserfahrung angeeignet haben, denn nach seiner Heimkehr rückte der junge Notar rasch zu den verantwortungsvollsten Ämtern auf: wurde zuerst zum Landschreiber und später dreizehnmal zum Landammann des Oberengadins gewählt, war Kanzler und Hofmeister beim Churer Bischof Ziegler, den er in wichtigen Angelegenheiten zu vertreten hatte, und zweimal Landeshauptmann des Veltlins, wo er, der schon 1515 bei Marignano mitgefochten hatte, sich auch als Feldoberster bewährte. Zudem schickten ihn die drei Bünde häufig als Gesandten an die eidgenössische Tagsatzung, nach Mailand und Venedig und zum Kaiser, der ihn 1519 in den Adelsstand erhob. In Zuoz sorgte er für eine strenge Sittenordnung, bemühte sich um die Verbesserung der Straßenverhältnisse und des Wegrechts und stellte mit seinem Schwiegersohn Friedrich von Salis-Samaden ein einheitliches Gesetzbuch für das Oberengadin zusammen. Die drei Höhepunkte seiner öffentlichen Laufbahn sind seine entscheidende Beteiligung an den beiden Müsserkriegen, die Einführung der Reformation in Zuoz und trotz dieser Tat die Rettung des Churer Bistums vor der drohenden Säkularisation.

Die Müsserkriege heißen nach dem Schlosse Musso am Comersee, wo sich damals der italienische Kondottiere Johann Jakob von Medici, den die Engadiner den „Medeghin“ nannten, festgesetzt hatte und sich unter dem Schutze Mailands eine eigene Herrschaft auf Kosten der Graubündner Untertanenlande zu erobern trachtete. Als seine Söldner 1525 ins Veltlin einfielen, befand sich der Landeshauptmann Travers gerade im Vintschgau, eilte jedoch in einem Gewaltsritt von 24 Stunden über den Umbrailpaß herbei, und es gelang ihm, die Feinde wieder zu vertreiben. Nach vorerst ergebnislosen Friedensverhandlungen in Mailand wurde er auf dem Rückweg heimtückisch vom Medeghin überfallen und lange über den Friedensschluß hinaus im Kerker zu Musso gefangen gehalten, da sich die Bündner nur zögernd zu einem Lösegeld entschlossen. Im zweiten Müsserkrieg, 1531, befehligte er abermals die Gotteshausleute, konnte seinen eigenwilligen Haufen aber nicht an einem überstürzten Angriff auf Morbegno hindern, der mit einer verlustreichen Niederlage endigte. Dafür gelang es ihm, die Hilfe der Eidgenossen zu gewinnen, was zum endgültigen Sieg über den Medeghin führte.

Obwohl ihn die bösen Erfahrungen, die er mit der Willkür, Unzuverlässigkeit und Undankbarkeit seiner Landsleute hatte machen müssen, bitter schmerzten, trat er nach außen hin doch immer wieder mit dem stärksten Nachdruck für die Ehre seiner Heimat ein. Als z. B. 1554 zufällig bekannt wurde, der Basler Gelehrte Sebastian Münster – mit dem Travers vordem im Briefwechsel gestanden – habe in seiner „Kosmographie“ die Engadiner eine „gens furax“, ein Diebsvolk genannt, die sogar „ärgere Diebe seien als die Zigeuner“ (welche Stelle der Korrektor des Buches, obwohl ausgerechnet selbst ein Engadiner namens Anton Stupan, seltsamerweise übersehen hatte), da ließ sich Travers trotz Bulingers Vermittlungsbemühungen sogleich zu einer hochoffiziellen Protestgesandtschaft nach Basel abordnen, wo in Ermangelung des inzwischen verstorbenen Verfassers der Drucker vor versammeltem Rate feierlich Abbitte leisten mußte. Man sieht: bereits 250 Jahre zuvor hat der bekannte diplomatische Zwischenfall, den Schillers „Räuber“ wegen der anstößigen Bemerkung Spiegelbergs vom „Spitzbubenklima“ Graubündens und vom „Athen der heutigen Gauner“ hervorriefen und welcher den Dichter zu seiner folgenschweren Flucht aus Stuttgart nötigte, sein entsprechendes Vorspiel gehabt.

Die größte öffentliche Tat des Gian Travers aber war sein Eintreten für die Reformation in Zuoz. Allerdings ist gerade in dieser Frage sein Verhalten sehr merkwürdig gewesen und enthüllt uns darum besonders deutlich die Eigenart seines Charakters. Wenn er sich schon 1524 für die Freigabe der evangelischen Predigt einsetzte und 1526 die sogenannten „Ilanzer Artikel“ mitbestimmt hat, welche die Gemeinden von der weltlichen und geistlichen Bevormundung durch den Bischof befreiten, so entsprang dies mehr seinem Gerechtigkeitssinn und seiner politischen Einsicht. Er selbst blieb zunächst dem alten Glauben treu und hat bis 1552 regelmäßig die Messe besucht. Trotzdem beschäftigten ihn die konfessionellen Streitfragen sehr. Er nahm an mehreren Religionsgesprächen teil, übernahm das Patronat über die evangelische Nikolaischule in Chur und trat bei dieser Gelegenheit in einen lebhaften Briefwechsel mit Bullinger, der ihm theologische Schriften zuschickte, wofür er sich mit Käse, Kastanien und Murmeltieren revanchierte. Nach a Porta soll er auch mit Melanchthon, Calvin und Glarean korrespondiert haben. Andrerseits schrieb ihm Marcus Tatius aus Ingolstadt und lobte sein Festhalten am Katholizismus, auch stand er nach wie vor beim Bischof in hoher Gunst, und sein Sohn wurde nun dessen Hofmeister. Wie sollen wir dies Zaudern und scheinbare Schwanken verstehen? War es wirklich nur die Rücksicht auf materielle Familieninteressen? War es die unentschlossene Ängstlichkeit eines Erasmus von Rotterdam? Ich glaube, weder das eine noch das andere – oder dann doch beides in einem viel höheren Sinn. Nicht das Familieninteresse als solches, sondern das allgemein politische Interesse bestimmte seine Haltung. Er war sich der entscheidenden Stellung bewußt, die er als Patriarch des Landes einnahm, und da er alles Stürmische verabscheute, den Fanatismus haßte und die dumpfen Leidenschaften des Volkes verachtete, wollte er keinen voreiligen Schritt tun. Erst mußte er selbst seiner Sache vollkommen sicher sein. Obwohl er ein frommer Mann war, konnte er für den neuen Glauben nicht durch irgendwelche „Erweckung“, sondern nur durch schlüssige Überzeugung gewonnen werden. Auch insofern gleicht er dem Erasmus, als er bis zuletzt immer noch hoffte, die Erneuerung der Kirche werde sich ohne deren Spaltung erreichen lassen. Nicht vom göttlichen Absoluten her betrachtete er die Dinge, er ging vielmehr stets von den menschlichen Ordnungen aus. Das eben

ist sein Humanismus, wie er seinem praktisch-politischen Denken und seiner Engadiner Vernünftigkeit entsprach. Seine Lieblingsworte heißen „radschun“ und „prudenzia“, Vernunft und weise Mäßigung. Allein: ängstlich war er nicht im mindesten. Als er sich dank Bullingers milder und geduldiger Eindringlichkeit endlich vom Wahrheitsgehalt der neuen Lehre überzeugt hatte, da trat er, anders als Erasmus, auch mit vollem Nachdruck und den heftigsten Widerständen zum Trotz manhaft und mutig für sie ein, indem er 1554 Gallicius nach Zuoz berief, um mit dessen Hilfe dort die Reformation durchzuführen. Hören wir nur, was Gallicius darüber an Bullinger schreibt: „Vor mir stand jener Johannes Travers, ganz diamanten im Dienste des Herrn. — Und damit du von der Festigkeit unseres Travers hörest: ich, der ich doch für einen der stärksten Rufer gegen das Papsttum gelte, war ihm doch zuzeiten noch nicht scharf genug, doch ließ er sich von den Mäßigen beruhigen.“ Ja, da an romanischen Pfarrern Mangel war, ließ sich der Siebzigjährige noch in die Synode aufnehmen, um selber predigen zu dürfen, was er in seinem strengen Ordnungssinn allerdings nicht von der Kanzel herab, sondern unter der Kanzel stehend tat. Man kann sich den überwältigenden Eindruck dieses entschlossenen Auftretens vorstellen und den Jubel, der darüber im Lager der Evangelischen herrschte.

Um so größer war deren Enttäuschung, als sechs Jahre später der schon am rechten Arm gelähmte Greis mitten im Winter eigens den beschwerlichen Ritt nach Chur unternahm, um an der Spitze seiner engeren Gefolgschaft den Bischof Thomas von Planta, den er doch selbst als haltlosen Menschen bezeichnet hatte, vor den ganz berechtigten Anklagen der Bünde zu schützen und das Bistum dadurch vor der Säkularisation zu bewahren. Fabricius, der Nachfolger Comanders, macht Bullinger gegenüber seinem Ingrimm in harten Worten Luft. „In dem allen ist der rädlifürer der senex“, schreibt er und beschuldigt den „allten Achitophels“ des nackten Eigennutzes. Das Bistum sei eine fette Alp, der alte Travers der Senn darauf und sein Sohn der Melkbub. „Die wendend die Melchkrüg nit von der Hand lassen.“ Begreiflicherweise erkaltete auch das schöne persönliche Verhältnis zwischen Travers und Bullinger. Diesem hatte er zur Rechtfertigung seines Schrittes geschrieben, er habe eingreifen müssen, „damit die Rechtsordnung gewahrt und der Friede gesichert bleibe“. Wir sehen: wieder sind

es bei ihm die politischen Gründe, welche die religiösen zurückdrängen. Denn man darf nicht vergessen, daß jener Sturm gegen den Bischof ursprünglich sowohl von evangelischen wie auch von katholischen Elementen entfesselt worden war, die durch eine Säkularisation nicht im mindesten die Reformation fördern, sondern nur sich selber bereichern wollten. Außerdem hätte die Aufhebung des Bistums leicht der Stadt Chur ein zu großes Übergewicht verleihen und die freien Landgemeinden zu städtischen Untertanengebieten herabdrücken können. Hier, und nicht in einer engherzigen „Vetterliwirtschaft“ muß man die Gründe suchen, die den greisen „Vater des Vaterlandes“ zu seinem auffälligen Schritt bewogen haben.

Als er kurz darauf starb, war übrigens der Zwischenfall schon beinahe wieder vergessen, und man pries nur noch seine reformatorische Tat. Doch wenn der junge Basler Professor Nikolaus Stupanus aus Pontresina den Verstorbenen in lateinischen Distichen als zweiten Luther, zweiten Zwingli feierte, so hat er damit entschieden zu hoch gegriffen.

Heute ehren wir in Gian Travers in erster Linie den Schöpfer des rätoromanischen Schrifttums. Wie es oft zu geschehen pflegt, hat gerade die Leistung, auf die er selbst den geringsten Wert legte, die nachhaltigste Wirkung ausgeübt. Ein Dichter war er nicht und hat sich auch niemals für einen gehalten. Aber er war Humanist, und als solcher schrieb er nicht nur ein elegantes Latein, sondern befaßte sich auch sonst mit sprachlichen Problemen – freilich nur nebenbei in seinen seltenen Mußestunden. Und da gab ihm denn sein patriotisches Empfinden den glücklichen Gedanken ein, in seiner als „Kauderwelsch“ verschrienen Muttersprache eine Reimchronik des ersten Müsserkrieges niederzuschreiben, nach dem Vorbild ähnlicher deutscher Reimchroniken jener Zeit und in ebensolch holprig-unbeholfenen vierhebigen Knüttelversen.

Zwar zeigt nicht viel Geschick mein Werk,
Wär' not, daß bessrer Rat mich stärk',
Doch hab' ich kühn mich dran gewagt,
Daß meinen Nachbarn es behagt
Und ich der Muße nicht verfalle —
Ich sag's euch ehrlich, glaubt mir's alle.

So entschuldigt er selbst sein Vorhaben, für das er treuherrzig-fromm am Anfang und am Schluß den Segen Gottes erbittet:

Allmächtiger Gott des Himmels und der Erde,
Gib Gnad, daß mein Vorsatz erfüllt werde!
Jed Werk muß beginnen durch deine Hände,
Daß die Mitte gut sei und noch besser das Ende.

Hier endet die Erzählung mein —
Gelobt sei Gott und die Mutter sein?“

Der Inhalt besteht in einem sehr genauen, aber auch sehr trockenen chronologischen Bericht des Kriegsverlaufs. Bescheiden stellt Travers seine eigenen Verdienste in den Hintergrund, doch wird die Darstellung etwas bewegter, sobald er Selbsterlebtes vorbringt, z. B. seine widerrechtliche Gefangennahme durch den Medeghin:

Als die Boote von Como abgefahren
Und bis nach Aregno gekommen waren,
Mit üblen Catalanen voll bemannt.
Erschienen dort mehrere Barken zur Hand,
Diese ringten die Pelafiga ein
Und stürmten an Bord mit wütendem Schrein.
Mit Gewehren und Waffen in schwerer Menge
Brachten die Armen sie arg ins Gedränge
Und riefen: „Ihr all aus dem Bündnerland,
Gebt euch gefangen in unsre Hand!
Liefert ab, was an Waffen ihr bei euch getragen!
Ihr werdet sogleich in Fesseln geschlagen!“
Da begannen jene, sich zu beschweren,
Doch wollt' man auf ihre Gründe nicht hören.
Große Haufen von Stricken sie mit sich führten,
Dem vorne, dem hinten die Arme verschnürten.
Wie dieser auch jammert und jener auch klagt,
Ward doch ihm und den andern nichts nachgefragt.
So wurden sie noch in derselbigen Nacht
Stark gefesselt auf das Schloß Musso gebracht.
Und zur Stunde, als sie dort langten an,
Erschien ohn Säumen der Kastellan.
„Guten Tag! Guten Tag!“, so begann er zu spotten.
„Gutes Jahr, Herr!“ ihm jene zur Antwort boten.
„Ei, ihr Verräter, seid ihr nun hier?
Keinem Menschen habt Treue gehalten ihr!
Hast den König von Frankreich und den Herzog verraten,
Dem Kaiser sogar versetzt manchen Schaden,

Habt auch mich zu betrügen euch vorgenommen,
 Drum beschloß ich, euch eilist zuvorzukommen!“
 Die Gefangnen erwiderten ohne Verzug,
 Nie hätten geübt sie Verrat noch Betrug,
 Hätten einen Geleitebrief vom Herzog in Händen,
 Zu Unrecht sie drum sich hier befänden.
 Doch der Kastellan voll Hochmut rief:
 „Von mir habt ihr keinen Geleitebrief!
 Da ihr den andern gebrochen das Wort,
 Seid ihr auch hier ganz recht am Ort.
 Herr Jakob, da vor Clefen Ihr Hauptmann war't,
 Habt nie Ihr das gute Kriegsrecht gewahrt:
 Sobald von den Meinen Ihr einen gefangen,
 Mußt gleich er, noch warm, am Galgen hangen.
 Den Krieg, den ihr uns angefacht,
 Haben wir auch euch jetzt zugedacht.
 Hans Travers, du hast mich gehänselt so sehr,
 Daß ich will, du hänseltest nimmer mich mehr!“

Im Originaltext lautet das Wortspiel noch eindrucksvoller:

„Joan Travers, troversô taunt m'hest tü,
 Ch'eu nun vœlg tü'm traversast plü!“

An ganz wenigen Stellen nur tritt Travers mit seiner persönlichen Meinung hervor, und zwar, was für seine Art bezeichnend ist, nicht rühmend, sondern anklagend und tadelnd. Scharf verurteilt er z. B. die ungerügte Ausplünderung einer kaiserlichen Reiterschar, der man ausdrücklich freien Durchzug durch Graubünden zugesichert hatte:

Nach dem Recht war die Schuld bald herausgebracht,
 Doch wurde niemand mit Strafen bedacht,
 So daß es in Bünden zu etwas kam,
 Was von unsern Ahnen man niemals vernahm:
 Daß nämlich der Schuldige Gnade fand,
 Der Schuldlose jedoch unter Anklage stand.
 Wird solch Verfahren angewandt,
 Gerät ins Verderben das Vaterland.
 Drum wend' ein jeder alles dran,
 Daß die Vernunft regieren kann.
 Denn wo's Gerechtigkeit nicht gibt,
 Dorf keiner weilen, der Frieden liebt.

Und bitter beklagt er sich, daß die Bündner ihre Landsleute nicht nur so unnötig lange im Kerker zu Musso schmachten ließen, son-

dern sich obendrein sogar noch in Spottliedern über die armen Gefangenen lustig machten:

Dem Volke zu dienen ist fürwahr
 In den heutigen Zeiten höchst undankbar.
 Drum hüte sich weislich jedermann,
 Da man's allen doch niemals recht machen kann.
 Denn wenn einem ein unglücklich Schicksal naht,
 Obschon er zuvor stets sein Bestes tat,
 Dann steckt gleich das Volk die Köpfe zusammen,
 Um all seine Taten zu verdammen.
 Jetzt wird nicht mehr gesühnt das Schlechte
 Und auch nicht mehr gelobt das Rechte,
 Da doch treue Diener nichts bitterer kränkt,
 Als wenn ihr Herr sie mit Undank bedenkt.
 Drum soll mit Liebe man erfassen
 Die weise Vorsicht und nie von ihr lassen,
 In Wahrheit seinem Vaterland
 Und in Treue dienen unverwandt.
 Wer so ist, braucht zu fürchten dann
 Nicht Fußsoldat, noch Reitersmann,
 Und zeigt Fortuna launisch sich —
 Er weiß: Gott läßt ihn nicht im Stich!

Wie die Altarschnitzer jener Zeit zuweilen versteckt das eigene Porträt in ihre großen Gruppenbilder einfügten, so hat sich auch Travers in diesen Versen heimlich selbst gezeichnet.

Gewiß: er war weder ein Dante noch ein Camoëns — aber die grundsätzliche Bedeutung seines Müsserliedes ist für die rätoromanische Sprache im kleinen dieselbe, wie im großen die der „Divina Commedia“ fürs Italienische und die der „Lusiaden“ fürs Portugiesische: in allen drei Fällen tritt die nationale Tendenz des Humanismus in den Vordergrund, indem sie die Heimatsprache zur Schriftsprache adelt, und zwar in einer Dichtung nationalen und politischen Gepräges.

Das „Lied vom Müsserkrieg“, 1527 geschrieben, das heute durch die hübsche Ausgabe von Men Rauch jedem Romanischsprechenden vertraut ist, zirkulierte damals wohl nur im engeren Kreise der gebildeten „Nachbarn“ des Travers. Aber auch die breitere Öffentlichkeit suchte er für die Pflege der Muttersprache zu gewinnen, und zwar durch Übertragungen biblischer Dramen, die er von der Patrizierjugend auf dem Zuozer Dorfplatz aufführen ließ. Damit hat er im Engadin eine Theaterspielbewegung ins

Leben gerufen, die bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts andauerte und eigentlich nur mit ähnlichen zeitgenössischen Veranstaltungen in den größeren Städten verglichen werden kann. Es handelt sich auch wirklich meist um Übersetzungen deutscher und lateinischer Bürgerspiele aus Zürcher, Basler und Straßburger Drucken. Die Vorlage zum ersten Drama des Gian Travers, der „Geschichte von Joseph“, 1534 verfaßt – nach Campell war es überhaupt das erste Theaterspiel in ganz Graubünden –, kennen wir allerdings nicht, doch klingt das reichlich primitive Stück zu sehr an ähnliche deutsche Texte an, als daß man es für eine Originaldichtung halten dürfte. 1542 hat Travers die Josephsgeschichte noch einmal in Form eines Liedes behandelt, das auf eine mehr humoristische Weise die Auseinandersetzung zwischen Joseph und der Frau Potiphar schildert und, nach den vielen und variantenreichen Abschriften zu schließen, sehr beliebt gewesen sein muß. Im selben Jahre übersetzte er den „Acolastus“ des Zürcher Zwinglifreundes Georg Binder, mit dem er durch seine Bemühungen um die Churer Nikolaischule bekannt geworden war: die Geschichte vom verlorenen Sohn, gleichfalls nicht auf tragische, sondern auf komische Art dargestellt. Binder hatte dieses Stück seinerseits nach einer lateinischen Vorlage bearbeitet, nämlich nach dem „Acolastus“ des niederländischen Humanisten Gnapheus, einem der bedeutendsten Dramen jener Zeit, ja man kann sagen, einer der Urformen unseres heutigen Dramas. Denn Gnapheus hatte damit, in Nachbildung der Komödienform des Terenz, das erste moderne Charakterlustspiel geschaffen und in den ernsten Teilen seines streng gebauten Stükkes das erste moderne Seelendrama, und so die mittelalterliche Form des bildfolgeartigen Mysterienspieles endgültig überwunden. Binder hat in seiner deutschen Bearbeitung das Stück leider ziemlich vergröbert und ein drastisches, moralisierendes Bürgerspiel daraus gemacht. Dieses übersetzte Travers sehr wortgetreu ins Romanische, hat aber immerhin einige allzu derbe Ausdrücke gemildert und z. B. sämtliche Flüche und Zoten einfach weggelassen. Man könnte bedauern, daß er das lateinische Original des Gnapheus nicht gekannt hat, stände doch dann ein wirklich wertvolles Kunstwerk am Anfang der rätoromanischen Literatur. Aber es bleibt fraglich, ob Travers bei seiner doch noch recht beschränkten Ausdrucksfähigkeit einer solchen Aufgabe schon gewachsen gewesen wäre, war doch das Romanische bis da-

hin, wie Tschudi gerade festgestellt hatte, überhaupt „nicht zum Schreiben eingerichtet“. Das Müsselfied und die biblischen Dramen, diese humanistischen Liebhabereien aus den Mußestunden eines vielbeschäftigte Staatsmannes, sind eben erst die winzigen Quellbächlein der rätoromanischen Literatur gewesen. Sie haben, zusammen mit den mündlichen Predigten des Gallicius, Jakob Bifrun in Samaden zu seiner Übertragung des Neuen Testaments (1560) und Campell zu seiner Psalmenübersetzung (1562) angeregt, wodurch dann der Strom des heimischen Schrifttums in Fluß kam, der bis heute ja zu einem recht vernehmlichen Rauschen angewachsen ist. Darum besteht das Lob des biederer Zuozer Pfarrers Schucan aus dem Jahre 1639, trotz der rhetorischen Überschwelligkeit seiner etwas klapprig gebauten lateinischen Distichen, durchaus zu Recht:

Wer, ach, wäre wohl würdig, die Ehre zu preisen, die reichlich,
Zierde des Engadins, großer Travers, dir geziemt?
Du, Travers, du leitest das Vaterland, leitest die Bürger,
Und die Geschichte, gelehrt, schreibst du des eigenen Volks.
Du auch lehrtest als erster, die heimische Sprache zu schreiben,
Was doch unmöglich erschien einst in der älteren Zeit.
Dein allein ist der Ruhm, daß, was selbst die erfahrenen Ahnen
Immer entbehrten, fortan Kind nun und Enkel besitzt.
Darum bleibt ewig dein Name im Himmel bestehn und auf Erden,
Und dein ätherischer Geist lebt in der delischen Kunst.

Marcus Tatius Alpinus und Simon Lemnius, zu denen ich mich jetzt hinwende, sind Humanisten im engeren Sinn, d. h. bei ihnen steht die neulateinische Sprache und Dichtung im Mittelpunkt ihres Wirkens. Beide haben zu gleicher Zeit die Dom- schule in Chur und darauf die St. Peterschule des berühmten Magisters Anemoeius, zu deutsch Wolfgang Winthuser, in München besucht und dabei eine enge Freundschaft fürs Leben geschlossen. Trotzdem ist ihr Charakter und sind ihre Lebensschicksale sehr verschieden: Tatius, eine vornehme Gelehrtennatur, in manchen Zügen seinem entfernten Verwandten Gian Travers auch innerlich ähnlich, hat sich im Ausland zu hohem Ansehen und zu wichtigen juristischen und politischen Stellungen emporgeschwungen – Lemnius, ein etwas haltloser, von wilder Leidenschaftlichkeit besessener Mensch, hat sich seine äußere Laufbahn wiederholt durch eigene Schuld verpfuscht und ist deshalb zeitlebens ein armer

Schlucker geblieben, doch hat sich seine ehrgeizige Poetenseele dafür im Reiche der Dichtung eine schöne Scheinwelt aufgebaut, in deren Traumbezirke er immer wieder der Not des Daseins zu entfliehen vermochte.

Leider ist die Biographie des Tatius noch nicht geschrieben, und da auf den Schweizer Bibliotheken fast nichts von seinen Werken vorhanden ist, konnte ich mir über ihn nur einige zerstreute Bemerkungen meist aus zweiter Hand zusammensuchen. Wertvolle Notizen aus dem Nachlaß des Berliner Professors Georg Wentzel hat Herr Rektor Janett Michel in Chur der dortigen Kantonsbibliothek übergeben, wo sie noch auf einen künftigen Bearbeiter warten.

Marcus Tatius oder Tach wurde nach Campell um 1509 als Sohn eines sangeskundigen Kirchendieners in Zernez geboren. Sein älterer Bruder Mauritius studierte Theologie in Paris, starb aber schon 1527 an der Pest. Marcus soll ein schönes Gedicht auf seinen Tod verfaßt haben. Er selbst scheint seinen ersten Unterricht an der Churer Domschule genossen zu haben, dann zog er, wie früher Travers, als fahrender Scholar in die Fremde, und zwar nach Ingolstadt und München, wo sich an der erwähnten Schule des Anemoecius ein ganzer Kreis junger Bündner zusammenfand. Aus ihren Jugendgedichten sind wir anschaulich über ihr Tun und Treiben unterrichtet: über ihre eifrigen Studien und Diskussionen und über ihre harmlosen Vergnügungen, die zumeist in abendlichen Spaziergängen aufs Land bestanden und nur gelegentlich in einem bescheidenen Glase Bier, denn sie alle waren sehr arm und mußten sich zeitweise ihre Speise durch Singen und durch Aufwärterdienste in den Wirtshäusern erbetteln. So schreibt Tatius selbst:

Bald in die Fremde verbannt, befliß ich mich ehrsam der Studien,
Nährte mich kärglich vom Brot, das ich mir bettelnd erfleht.
Ach, was an Hitze, an Frost, an Hunger und Schimpf ich erduldet
Unter der zechenden Schar, was, ach, an Schlägen — wer zählt's?

Aber dann rückte Tatius zu einer Art Famulus bei dem verehrten Lehrer auf und wurde später eine Zeitlang Hauslehrer bei Raimund Fugger in Augsburg, der ihn großzügig weiter förderte. Ihm hat er 1533 seine erste Gedichtsammlung, die „Progymnasmata“, gewidmet, in die er auch Gedichte seiner Freunde mit aufnahm.

Es handelt sich nach Ellinger um Elegien, Oden, Hendekasyllaben – viel rein rhetorisches Gelegenheitswerk, reichlich mit klassischen Anspielungen gespickt, aber auch um allerlei persönliche Äußerungen, die uns seinen Münchner Freundeskreis mit stiller Behaglichkeit schildern, von seinem Familiensinn und von seiner Heimatliebe zeugen. Die wenigen mir bekannten Proben bemühen sich um einen knappen, treffenden Ausdruck, zeigen jedoch eine etwas harte, fast spröde sprachliche Fügung und verraten eine gewisse Nüchternheit. Als Beispiel gebe ich Ihnen die Schilderung der Calvenschlacht aus einem Gedicht an seinen Bündner Freund und Gönner Gian Colon, die auch deshalb bemerkenswert ist, weil wahrscheinlich durch sie Simon Lemnius die erste Anregung zu seiner „Räteis“ empfangen hat:

Gegen die Unsrigen hätten, durch böse Zeichen verblendet,
 Kaiser Max und sein Volk ungerecht Krieg einst entfacht.
 Schon sei der Feind in die Alpen, die kampfentwöhnten, gedrungen,
 Hab' seine Fackel zerstört gierig manch hölzernes Dach.
 Ängstlich begann schon das Volk vor den fremden Kohorten zu fliehen,
 Rings in den Tälern des Inns, wo dessen Quelle entspringt.
 Aufruhr der Bundestag: aus den Alpen den Feind zu vertreiben,
 Ist man unbeugsam gewillt, schnallt an die Seite das Schwert.
 Fleckige Waffen ergreifen die Männer, vom Roste zerfressne,
 Die ein Jahrhundert hindurch unter den Betten geruht.
 Also ziehen sie aus. Es gibt dort ein Ödfeld — das „Magre“
 Wird es geheißen —, und hier sehn sie das feindliche Heer.
 Erst erschrecken sie fast, die noch nie ein bewaffnetes Lager
 Solcher Größe erblickt: mehrere tausend Mann.
 Gott aber ließ es nicht zu, daß unverdient uns die Menge
 Schläg' und vernichte; denn wir standen, und jene entflohn.
 Und so fassen sie Mut und beschließen die Waffenentscheidung,
 Hätten den Feind auch sogleich angerannt und erdrückt,
 Würd' sie der Rachen nicht hindern, der schreckliche, einer Maschine,
 Kürzlich erfunden, genannt, glaub' ich, „Das schwere Geschütz“.
 Erst als im Speien sie zögert vergeblich verspritzter Geschosse,
 Weil's ihr an Kohle und Blei, Schwefel und Lauge gebracht,
 Ordnen die Unsern die Reihen zur Schlacht und senken die Spieße,
 Greifen an, und mit Wucht werfen sie nieder den Feind.
 Anders nicht als der Wolf, der, von maßloser Freßgier getrieben,
 Jegliches Lamm, das er trifft, anfällt und grimmig zerfleischt,
 Oder wie Jupiters Vogel am hohen Olymp deiner Mutter
 Ängstliche Taubenschar, holder Kupido, verwirrt,
 So zwingt wild nun der Älpler, von Heimatliebe durchdrungen,
 Stürmend des Kaisers Heer hierhin und dorthin zur Flucht.

Namen weiß Tatius keine zu nennen, dafür erzählt er eine grausige Anekdote von einem Calvenkämpfer, dessen Schwert nach der Schlacht dermaßen von Haaren und Blut verklebt war, daß acht Männer es nur mit Mühe wieder aus der Scheide herausziehen konnten.

Die Anhänglichkeit an sein Engadin macht es begreiflich, daß Tatius oft an schwerem Heimweh litt. Von Augsburg aus sucht 1532 sein Freund Lemnius den allein in München Zurückgebliebenen in einem langen Gedicht zu trösten. Er schildert ihm die Schönheiten aller möglichen Länder und rät ihm:

Was die Gelegenheit bietet, verschmäh' es nicht, sondern ergreif' es
Fröhlich und kühn! Denn es bringt ja der Tag, was das Schicksal gewollt
Dankbar nimm drum entgegen, was alles die Stunde dir spendet [hat].
Und an welcherlei Ort dir vom Los zu verweilen bestimmt ward.
Immer kannst du dann sagen: „Ich führte ein glückliches Leben!“

Es ist, als habe sich Tatius diese Mahnung zu Herzen genommen. Er zieht erneut nach Ingolstadt, wird dort Professor der Poesie und Rhetorik und erlangt den Titel eines „kaiserlichen Poeten“ und die Krönung zum „poeta laureatus“. Wegen einer unvorsichtigen Äußerung über König Ferdinand muß er zwar vorübergehend die Universität verlassen, wird aber bald wieder in Gnaden aufgenommen, wofür er von Straßburg aus dem König in einem langen Gedicht seinen Dank abstattet. Kaum nach Ingolstadt zurückgekehrt, flüchtet er vor einer dort ausgebrochenen Pestepidemie nach Rain am Lech und gibt hier 1540 eine deutsche Übersetzung der lateinischen Geschichten des Ersten Punischen, des Illyrischen und des Gallischen Krieges von dem italienischen Humanisten Leonardo Bruni, genannt Aretinus, heraus, die 1537 in Augsburg gerade im Druck erschienen waren. Es ist ein prächtiges Büchlein, mit schönen Holzschnitten verziert, den Herzögen von Bayern – der Sohn des einen studierte bei Tatius in Ingolstadt – gewidmet. Obwohl er im Satzbau die knappe lateinische Ausdrucksweise nachzuahmen sucht, schreibt Tatius ein recht lebendiges Deutsch, dem eine gewisse volkstümliche Bildhaftigkeit eignet, z. B. in der Kapitelüberschrift: „Hannibal wischet mit sein schiffenn mitten durch die Rhömer“, oder in der Charakteristik des Aretinus in Magnoalds Vorwort: „denn er ist eynn mann gewesen / der vil gelesen hatt / der vil öls bey der nacht verbrendt / biß er so vil Griechisch und Lateynisch leerer ausgelesenn

hatt.“ Im Verdeutschen geht Tatius so weit, daß er z. B. die Gallier kurzweg „Franzosen“ und die Alpen einfach „das Gebürg“ nennt, was oft zu seltsam anachronistisch wirkenden Wendungen führt. Zwei kleine Beispiele, eine ruhige Beschreibung und eine bewegte Schilderung, mögen seinen deutschen Stil veranschaulichen:

Beschreybung des Welschen Lands

Das Welschland aber / wirdt zwar gegen auffgang / von dem Adriatischen / gegen mittag und nidergang aber / vom Thyrrenischen meer / inn gestalt einer insel umbgeben / hat aber gegenn mitternacht / stehte berg aneinander / die ragen zwischen baider meer / in wunderbarlicher höhe übersich / bewahrens auch dermassen / das man schwerlich an des lands grentz dreyen ziehen kan. Diese berg / werden mit jr aigen nammen / das gebürg gehaissen. — — Aber zwischen des bergs Apenninus und deß gebürgs / hat es felder / nit aallein des Welschlands / sonder der ganzen Christenheit die aller fruchtbarsten.

Ein merckliche schiffschlacht

Wz für geschray / wz für ein wesen / was für fäl / in summa / was für erschrockenlichheit / soll ich sagen / das sich allda begund habe. / drey grosse schlacht / under ayner zeyt / inn schlechter weytte von ainander zerthailt / warden da mit waffen / mit schwertter / mit anfarung der schiffen / und zum letsten / inn aller verderblichait mit ainanderschlagende ersehen / warden vil schiff allenthalben zerrissen / vil inns meer versenkt. / etlich hatten jr leüt / so darauff gefaren / auß dem schiffbruch ins wasser geworffen / etlich klebeten an brettern / etlich alls gar an schiltenn / und waren die wasser thunnen / gleich rott vor bluot.

Auffällig ist die betont bayrische Orthographie des Tatius. Die hochdeutsche Kanzleisprache lehnte er offenbar aus konfessionellen Gründen ab, denn wie wir ja schon aus jenem Brief an Gian Travers gesehen haben, ist er dem alten Glauben treu geblieben. Seine Söhne wurden später Domherren zu Chur. Aber ein Fanatiker war auch er nicht, auch bei ihm überwog das Humanistische. So lobt er z. B. Melanchthon stets in den höchsten Tönen, und in einem Hochzeitskarmen aus dem Jahre 1544, worin er die zeitgenössischen Dichter Revue passieren läßt, bedauert er ausdrücklich, daß er bei diesem Anlaß nicht auch die großen protestantischen Poeten preisen dürfe. Dies Gedicht, pomphafter als die früheren, aber weit weniger persönlich, ist eines der letzten, die wir von ihm kennen. Neben seiner sich häufenden Berufarbeit

fand er nur noch Zeit für ein paar Lobgedichte auf die Bischöfe von Freising. Denn inzwischen hatte er in Ingolstadt zum Doktor beider Rechte promoviert, kam 1550 als kaiserlicher Assessor an das Reichskammergericht zu Speyer und wurde 1559 Kanzler des Bischofs Moritz von Freising. Aus zwei Ehen hatte er acht Töchter und sechs Söhne, von denen ihn aber nur zwei überlebten. Gestorben ist er schon 1562 in Freising, wo ihm 1567 sein Sohn Marcellus in der Johanniskirche ein stattliches Grabmal setzte, das sich seit 1901 in der heutigen Benediktuskirche, dem alten Dom, befindet.

Das Nationale tritt bei ihm also, nach Überwindung der schwärmischen Heimatliebe seiner Jugendjahre, zurück — ja auch das Dichterische weicht schließlich ganz einer nüchtern-praktischen Tätigkeit. Wie Travers wandte er sich vom literarischen mehr dem handelnden Humanismus zu. Daß aber seine Menschlichkeit echt war, beweist die rührende Treue, die er seinem unglücklichen Jugendfreund Lemnius bis zu dessen bitterem Ende bewahrt hat.

Im Gegensatz zu Travers, dem nationalen Staatsmann und Reformator, und zu Tatius, dem internationalen katholischen Juristen, geht Lemnius voll und ganz im literarischen Humanismus auf. Das Religiöse spielt bei ihm überhaupt keine Rolle. Er fühlte sich dank seiner ungewöhnlichen Sprachbegabung von Anfang an als Dichter — obwohl er im Grunde mehr ein Philologe war. Auch sein äußeres Leben hat, die Scholarenjahre ausgenommen, mit dem seiner beiden großen Landsleute wenig Ähnlichkeit.

Schimun Lemm — er nannte sich weder nach seinem Vater Margadant noch nach seiner Mutter Jenal, die eine Tante des Gallicius war, sondern, wahrscheinlich wegen des Anklangs an die poetische Insel Lemnos, nach seiner von ihm hoch verehrten Großmutter — wurde 1511 auf dem Hofe Guad am Pischarbach bei Santa Maria im Münstertal geboren. Sein Vater, der an der Calven mitgekämpft hatte, war ein wohlhabender Bauer: 16 Stück Vieh standen in seinem Stall. Aber der kleine Simon verwaiste früh und wurde durch unerquickliche Familienverhältnisse schon in kindlichem Alter in die Welt hinaus gejagt. Hören wir ihn darüber selbst:

Wie ist doch immer so schwer in jeglichen Dingen mein Schicksal,
Traf es mich immer so herb seit meiner frühesten Zeit!

Kaum erst war mir das Jahr zum sechsten Male verstrichen,
 Als ich schon Tränen vergoß an meiner Mutter Grab.
 Bald auch beweint' ich des Vaters, des lieben, Tod und der Ahnin,
 Die doch als Hoffnung des Lands, Stütze des Hauses uns galt.
 Auch entriß mir die Pest meinen Bruder im zartesten Alter,
 Wie eine Rose im Feld sank er verwelkend dahin.
 Unglückselig entbrannte die Schwester in hilfloser Jugend,
 Schamlos zur Sünde verführt, gab ihre Tugend sie preis.
 Und mit der traurigen Ehe gerät sie in schmählichen Trubel:
 Wehe, welch reichliches Gut schlingt die Verschwendung hinweg!
 Selber irre ich arm und vertrieben hinaus in die Fremde,
 Er, dein Verführer, vertut's! Er, dein Verräter, verdirbt's!
 Er, dessen schmeichelnde Worte die schändlichsten Lügen verhüllen,
 Nahm seine schuldige Pflicht leider zum Schein ja nur an.
 Er hat mir grausam die Jugend vergällt, vergällt meine Jugend,
 Er, dessen fördernden Schutz ich zu verlangen befugt.
 Dahir ist's mit der Zucht, mit der redlichen Einfalt gekommen!
 Ach, ich wollte, ein Hund nagte sein nacktes Gebein!

Vermutlich wurde der Knabe im Kloster Münster oder im Kloster Marienberg im Vintschgau aufgenommen und vom Bischof Ziegler unterstützt. Jedenfalls hat er dann die Domschule in Chur besucht. Hier erlebte der Heißblütige seine ersten Liebschaften mit einer Urschla und einer Letta und fand seine späteren Freunde Tatius und den Zuozer Salet, mit denen er 1530 bei Anemoecius in München auftaucht. Dort war der kleine Romane mit seiner braunen Hautfarbe, seinen schwarzen Augen und Haaren und seinem südlich-feurigen Temperament bald der Mittelpunkt des ganzen Kreises. Lehrer und Mitschüler bewunderten sein Wissen, sein elegantes Latein und Griechisch und seine außergewöhnliche Versgewandtheit. Trotz seiner Armut waren diese Münchner Studienjahre wohl die glücklichsten seines Lebens. Damals hat er die Anregungen zu fast all seinen größeren Werken im Keime in sich aufgenommen. Er beteiligte sich an der Ausgabe der „Bucolica“ Vergils, die Anemoecius veranstaltete, und durfte sogar ein Widmungsgedicht dafür verfassen; er lernte Simon Schaidenreißer kennen, der als erster den Homer ins Deutsche übersetzt hat, und durch die mitgeteilten Verse des Tatius wurde sein Blick auf die Möglichkeiten einer poetischen Verherrlichung der Calvenschlacht gelenkt.

In den „Progymnasmata“ des Tatius stehen auch seine eigenen ersten Gedichte, die schon deutlich alle Merkmale seines persön-

lichen Stiles aufweisen. Im Gegensatz zu der nüchternen Knappheit des Tatius ist ihm etwas Schweifendes eigen, eine schwärmerische Weitläufigkeit und weiche Stimmungsmalerei, die sich in einer klangvollen, leicht zerfließenden Sprachmelodie äußert. Freilich nimmt er noch unbedenklicher als Tatius viele Wendungen und ganze Versgruppen aus antiken Schriftstellern in seine Gedichte auf — neun Zehntel all der 40 000 Verse, die er geschrieben hat, sind solche „Cento“- oder Flickpoesie. Aber wir dürfen ihm daraus keinen Vorwurf machen, müssen vielmehr bedenken, daß bei den Humanisten dies Verfahren üblich, ja gefordert war. Denn ihnen bedeutete das Dichten nicht, wie uns Heutigen, ein schöpferisches Gestalten aus dem lebendig flutenden Sprachstrom heraus, sondern ein wählerisches Aneinanderfügen eleganter Schmuckformeln der längst erstarren Bildungssprache des klassischen Latein, also eine Art Zusammensetzungsspiel, wobei es gar nicht so wichtig war, woher die vorgeprägten Einzelteilchen stammten, sondern einzig und allein darauf ankam, welch neues Gesamtmosaik daraus entstand. Nur wer dieses eigentümliche Stilgesetz begriffen hat, wird die neulateinische Poesie richtig würdigen und genießen können.

In den Jugendgedichten des Lemnius, von denen ich Ihnen als Probe einen Abschnitt aus dem erwähnten Trostgedicht an Tatius mitteilen will, geschieht dies Zusammenfügen noch etwas ungeschickt: der Aufbau ist noch unklar und es werden noch allzu fremdartige Centos beigemischt, die störend wirkend, weil sie das Gesamtbild verfälschen, z. B. wenn die Engadinerinnen als „strohblond“ bezeichnet werden oder wenn die Engadiner an einer späteren Stelle auf „schäumende Eber“ und auf „Wanderkraniche“ Jagd machen. Diese Verse stammen aus Horaz — jedoch gleicherweise das liebliche Bachidyll, das so ausgezeichnet in die Engadiner Sommerstimmung hineinpaßt. Das eine ist eben schülerhafte, das andere gekonnte Cento-Kunst. Übrigens ist sich Lemnius seiner Mängel bewußt und bittet darum Tatius am Schlusse um Nachsicht:

— — — Und so empfange denn also, mein redlicher Marcus,
Als unsrer Freundschaft Pfand dies Gedicht, dir vom Freunde gewidmet,
Daß, je länger ein jeder vom andern nun fern und getrennt ist,
Desto enger die Herzen in bleibender Liebe sich binden.
Schließlich, wie man bei uns zu sagen pflegte, Geliebter,
Schau dem geschenkten Gaul, mein Marcus, nicht nach den Zähnen!

Trotzdem überwiegt das Gelungene, und in seiner reizvollen Mischung von Angelesenem und persönlich Geschautem und Erlebtem, vor allem auch in der weichen Musikalität der sich gleichsam verströmenden Sprache ist dies frühe „Lob des Engadins“ bereits ein vollendetes Lemnius-Gedicht :

Ja, ich weiß, du erzähltest mir einmal, du woltest die Städte
Meiden, um dort in der Heimat ein besseres Leben zu führen,
Wo du vom schattigen Fels zugleich in der Ferne die Ziegen
Könnest erblicken, wie kletternd am Klee und am Laube sie rupfen,
Da mit dem Sommer ja Ceres erneut ihre Herrschaft behauptet,
Und wenn unter der brennenden Sonne die Körner gereift sind,
Könnest in glühender Hitze du auch die schwitzenden Bauern
Schaun, wie sie sammeln zuhauf der Ähren reichliche Ernte
Und das gebündelte Heu einbringen, die Scheunen zu füllen,
Daß bis zum obersten Firste die Futtermenge hinaufreicht.
Dann in den Strahlen des Phöbus die Mädchen vom Land, die mit Gabeln
Tüchtig die Arbeit der emsigen Bauern im Feld unterstützen,
Hochgeschürzt und einfältigen Sinns und mit strohblonden Haaren,
Eingehüllt von den Müttern in schmucklose Tücher. Und weiter
Sieht man die Burschen von fern in ihren weißleinernen Kitteln,
Wie ihre starke Hand mit gesammelter Kraft durch die Halme
Wuchtig die Sense schwingt, die sich scharf durchs Gras ihren Weg
Oder, da nun die Sonne leuchtet, haben von ferne [bahnt.
Rings aus dem laubreichen Forst durch den kühlen Wald und die Berge,
Die mit Blätterbäumen geschmückten, durch grünende Haine,
Sitzend im dichten Geäste, mit süßem Schall ihre Lieder
Buntgefiederte Vögel verströmt, deren Stimmlein die Ohren
Aller ergötzt, die dort draußen im Feld ihre Arbeit verrichten,
Oder die hier ihr Weg zufällig als Wandrer vorbeiführt,
Wo durch die hallenden Felsen des vielfach gewundenen Tales
Unter dumpfem Getös und Gemurmel der Bergfluß dahinströmt,
Oder wo mannigfaltige Kräuter zur Nahrung der Menschen
Neben dem zarten Gemüse der liebliche Garten hervorbringt.
Denn von verschiedener Art sind die Wonnen des rauschenden Wassers :
Eifrig umschmeichelt kristallklares Naß hier die lechzenden Wiesen,
Während die gelbliche Saat auf dem Feld von der Feuchte benetzt wird,
Und ein geregelter Bach in der Rinne die Flur dort bewässert.
Überdies prangen in frischem Grün und in mancherlei Farben
Schon die Blumen des Frühlings und zieren die nährende Erde
Doppelt und dreifach rings. Mit leisem, gelindem Gesummse
Schwirrt auch der riesige Schwarm nun heran der willkommenen Bienen,
Sammelt den Seim aus den Blüten und feuchten Tau von den Gräsern.
Und die dichten Bäume, sie spenden manch schattiges Plätzchen,
Sei's, um gemächlich den Körper dort unter die Föhre zu strecken,
Sei's, um geruhsam im grünen, geschmeidigen Grase zu lagern.

Unterdessen fließen in hohen Ufern die Wasser,
Strömt der lebendige Quell im plätschernden Strudel der Wellen,
Und sein rauschendes Flüstern verführt dich zu flüchtigem Schlummer.

1532 begleitete Lemnius seinen Lehrer Anemoecius nach Ulm und von dort nach Augsburg, wo er wieder mit Tatius zusammentraf und wohl ebenfalls die Unterstützung Raimund Fuggers genoß. 1533 kam er nach Ingolstadt, hat dann offenbar geschwankt zwischen Wien und Wittenberg (Merkers Vermutung, mit „Vienna“ sei Valence gemeint, halte ich für abwegig), sich aber 1534 für Wittenberg entschieden. Nicht etwa Luther zog ihn dorthin, sondern Melanchthon, der damals in Universitätskreisen der weit Berühmtere war und eine große Zahl junger Humanisten um sich versammelte. Unter ihnen fühlte sich Lemnius rasch heimisch, besonders eng schloß er sich Johannes Stigel und Georg Sabinus, dem Schwiegersohn Melanchthons, an. Dank seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit wurde ihm 1535 kostenlos die Magisterwürde verliehen. Aber als die Universität wegen einer Pestepidemie vorübergehend nach Jena verlegt werden mußte, lockerte sich der vorher emsige Studienbetrieb. Auch Lemnius geriet in den Strudel, trat einer feuchtfröhlichen Studentenverbindung, dem „Kyklopen“, bei und war bald in allerlei Sauf-, Rauf- und Liebeshändel verwickelt. Trotzdem blieb er der Lieblingsschüler Melanchthons, der ihm zu einem Stipendium der Stadt Augsburg verhalf und ihm eine gesicherte akademische Laufbahn in Aussicht stellte. Allein ganz plötzlich sollte sich alles ändern: 1538 gab nämlich Lemnius seine ersten Gedichte heraus – zwei Bücher recht harmloser satirischer Epigramme nach dem Muster Martials –, die er jedoch aus Leichtsinn oder aus Ahnungslosigkeit ausgerechnet dem großen Gegenspieler der Reformation, dem Kurfürsten Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, widmete. Dieser war freilich ein großer Förderer der Humanisten – Hutten hatte an seinem Hofe geweilt, und sogar Melanchthon hatte ihm früher einige seiner Schriften gewidmet. Aber in diesem Falle hat Lemnius doch wohl nicht ganz aus eigenem Antrieb gehandelt, sondern scheint, als er mit Sabinus zusammen Magdeburg besuchte, einer feingesponnenen Intrige des dortigen Hofes gegen die Wittenberger Universität, vielleicht unwissend, zum Opfer gefallen zu sein. Denn nun zeigte es sich, daß Wittenberg eben doch die Stadt Luthers war. Melanchthon, der als Rektor die Zensur überwachte,

hatte an den Epigrammen nicht den geringsten Anstoß genommen – aber sobald sie Luther in die Hände fielen, geriet dieser in eine maßlose Wut. Ihm war das literarische Treiben der Wittenberger Humanisten, die sich so wenig um die religiösen Dinge kümmerten, schon längst ein Dorn im Auge, und nun beschloß er, an dem jungen „Scheißpoetaster“ ein warnendes Exempel zu statuieren. Unter dem Vorwand, in den Epigrammen seien unter Decknamen führende Persönlichkeiten Sachsens, ja der Kurfürst selber verhöhnt worden, ließ er eine strenge Untersuchung gegen Lemnius einleiten, die zu dessen Verurteilung, Ausstoßung aus der Universität und, da er sich dem Universitätssenat nicht gestellt hatte, zur Beschlagnahme seiner Bücher und all seiner dürftigen Habe führte. Selbst wenn man annimmt, Luther habe um ein tatsächliches Ränkespiel Kurfürst Albrechts gewußt, war sein Verhalten einseitig und ungerecht und läßt sich nur aus der geistespolitischen Zeitlage und aus seiner aufbrausenden Wesensart zwar nicht entschuldigen, aber erklären. Fast wäre Melanchthon selber darüber zu Fall gekommen; sein Schwiegersohn Sabinus konnte noch rechtzeitig nach Königsberg ausweichen. Unsern armen Lemnius aber traf der unvermutete Schlag besonders hart. Auf Anraten seiner Freunde war er, wenn auch zögernd, aus der Stadt, in die er so große Hoffnungen gesetzt, entflohen. Seinen Seelenzustand schildert er uns selbst:

Wieder schreite ich vorwärts, doch kehr' ich mich dreimal und viermal.
 Schau' ich zur Mauer zurück, zittert, ach, Fuß mir und Hand.
 Und je länger ich schau', um so mehr bin zur Flucht ich entschlossen,
 Hoffend auf besseres Glück, zwing' ich den zweifelnden Schritt.
 Lange verweile ich zögernd, doch siegt dann die bessere Einsicht,
 Und hinweg, wie zuvor, setz' ich die Füße in Gang.

Mit Recht vergleicht sich Lemnius seinem Lieblingshelden Odysseus: fast ein Jahr lang irrte er durch Deutschland, kam nach Basel, wo er anscheinend bei dem Buchdrucker Oporin ein zeitweises Unterkommen fand und seine eingestampften Epigramme, um ein drittes, scharf polemisches Buch vermehrt, wieder herausgab, und wandte sich dann ins Rheinland nach Mainz und Köln. Hätte er vermocht, seinen bitteren Einzelfall ins Allgemeine zu erheben, wer weiß, vielleicht wäre er dann ein katholischer Hutton geworden. Aber da ihm das Religiöse so fern lag und da er, eitel und ichsüchtig, wie er war, immer nur seine eigene kleine

Persönlichkeit in den Vordergrund stellte, verdarb er sich auch diese Möglichkeit. Zudem überstieg seine wilde Poetenrache nun ihrerseits jedes Maß. Als etliche Verteidigungsschriften keinen Widerhall fanden, verfaßte er ein Werk, das wohl zu den unflätigsten Obszönitäten der Weltliteratur gehört: die „Monachopornomachia“ oder den „Mönchshurenkrieg“, worin das Eheleben Luthers und seiner Freunde, man muß schon sagen, durch den stinkendsten Kot gezogen wird. Seine triebhafte Sinnlichkeit, durch leidenschaftlichen Haß verzerrt, sinkt hier zur nackten Gemeinheit herab, so daß sogar seine katholischen Gönner von ihm abrückten, was bei dem zotenreichen Grobianismus der polemischen Zeiltliteratur allerhand sagen will. Luther selbst hat den Fall nicht weiter schwer genommen, hat ihn mit einem derben lateinischen Spottgedicht abgetan und die Äußerung fallen lassen: „Gott schütze uns und unsere Nachkommen vor der Churwalchen oder Kauderwelschen kahlen Glossen.“ Lemnius aber war in Deutschland völlig unmöglich geworden. Erst 200 Jahre später hat bekanntlich Lessing in seinen „Literaturbriefen“ eine Ehrenrettung des Verfemten unternommen.

Übrigens fand auch dieser berüchtigte Skandal kurz darauf seine entsprechende Parallel, als nämlich 1582 der bereits erwähnte Engadiner Professor Nikolaus Stupanus in Basel seine lateinische Übersetzung des „Principe“ Machiavellis ausgerechnet dem Hauptgegner der reformierten Stadt, dem Basler Bischof, widmen wollte. Nur daß sich der Ingrimm des robusteren Stupanus, statt in einer Pornographie, in einer kräftigen Prügelei entlud und der Autor mit einer bloß zeitweisen Amtsenthebung glimpflicher davonkam.

In seinem Heimatland Graubünden, wohin das Gerücht über die Wittenberger Vorfälle nur undeutlich gedrungen war, fand der gehetzte Lemnius endlich eine Unterkunft. Sein Jugendfreund Salet, der spätere Stadtschreiber, und kein Geringerer als Gian Travers (vielleicht auf Fürsprache des treuen Tatius?) verschafften ihm 1539 eine Lehrerstelle an der neugegründeten Nikolaischule in Chur. Lemnius führte sich mit einem erklärenden Gedicht über die Ilias würdig ein und scheint sich in seiner Tätigkeit bewährt zu haben. Doch war ihm der Rektor der Schule, Balling, von Anfang an nicht wohlgesinnt und ließ ihn z. B. wegen einer kleinen wissenschaftlichen Entgleisung durch Comander bei

Vadian anschwärzen. Und schon nach wenigen Jahren spielte das heiße Blut dem armen Lemnius von neuem einen Streich und vertrieb ihn abermals aus Amt und Einkommen. Diesmal waren es keine bissigen Satiren, dafür aber um so laszivere Liebesgedichte: die vier „Libri Amorum“, die 1542 ohne Angabe des Druckortes erschienen. Baling erbat sich sogleich von Bullinger ein Exemplar – und da das private Leben des Dichters in einem großen Hause mitten in den Weinbergen draußen vor der Stadt auch sonst nicht gerade der Würde eines Schulmeisters entsprach, hatte er Gründe genug, den ihm unsympathischen Mitarbeiter kurzerhand zu entlassen. In Humanistenkreisen dachte man freilich nicht so eng. Franziskus Niger z. B. lobt noch 1547 in seiner „Rhetia“ Lemnius gerade wegen der „Amores“:

So jener Sänger aus, der neue, der zärtlichen Liebe,
Lemnius, welchen zu Liedern die leichten Musen begeistern,
Die ihm mit grünendem Efeu die Dichterschläfen umkränzen.

Und 1544 ruft ihm der getreue Tatius zu:

Auch, mein teuerster Lemnius, du, o du Jünger der Musen,
Würdig wärst du gewiß eines erwünschtern Geschicks!
Doch wenn auch dir und der Welt die sich rings jetzt verbreitende Rache
Grimmig die Keime erstickt deines gebildeten Geists:
Glaube trotz allem! Es kommt, die du nicht mehr erwartest, die Stunde,
Welche einst reichlich mit Gunst, reichlich mit Ruhm dir's vergilt!

In der Tat: auch wir sind geneigt, gerade die „Libri amorum“ für das beste, weil persönlichste Werk des Lemnius zu halten. Gewiß, viele dieser langen Elegien nach dem Muster der römischen Liebesdichter und der Neulateiner Italiens und Frankreichs stoßen uns ab. Allzu unverhüllt gibt darin Lemnius seine erotischen Erlebnisse, Sehnsüchte und Wunschträume preis, meist Ausgeburten einer typischen Junggesellenphantasie, die ihre triebhaften Vorstellungen nicht zu verklären versteht, sondern wollüstig im Ausmalen krassester Einzelheiten schwelgt, immerhin nicht eigentlich schlüpfrig, sondern mehr mit jener heidnischen Offenheit, wie wir sie später etwa in Goethes „Tagebuch“ oder in einigen seiner Venezianischen Epigramme wiederfinden. Andrerseits stören jedoch rein sprachlich die ermüdenden Wiederholungen der selben Wendung, des selben Bildes. Man wünschte sich oft eine strengere Straffung. Natürlich fehlen auch hier wieder die mannigfachsten

Centos nicht, dazu kommt eine Fülle gelehrter Einschiebsel und Anspielungen und ein dies alles dicht überstreuender mythologischer Zuckerguß. Dennoch wirkt die Sprache keineswegs eintönig; sie hat ihre Melodie bewahrt, ja gesteigert, und ich muß gestehen, daß mir gerade die vielverlästerten mythologischen Gemälde stellenweise besonders gut gefallen. Sie wirken wie ein fast schon barocker Betthimmel, den sich Lemnius über seine Liebesnächte spannt. Hören Sie ein Beispiel:

So war Jupiters Schlaf und der Juno, seiner Geliebten,
 Da in den Tälern sie einst ruhten am Idagebirg.
 Jupiter blickte hinab auf die grimmigen Kämpfe vor Troja,
 Als sich ihm Juno genaht, heftig in Liebe entbrannt.
 Herrlich war sie geschmückt mit Edelsteinen und Gemmen,
 Blond wie das Gold war ihr Haar, weiß wie der Schnee ihre Brust.
 So, wie die junge Aurora am frühesten Morgen errötet,
 War ihr entflammtes Gesicht lieblich von Purpur durchglüht,
 Und wie Luzifer hell vom Gefilde der Eos herabstrahlt,
 Glänzte, so kündet die Mär, leuchtend ihr weißes Gewand.
 Jupiter strebte, von Liebe bewegt, nach Junos Umarmung,
 An ihren Busen sogleich preßt er die brennende Brust.
 Und es streuten Dryaden und Oreaden des Ida
 Rote Rosen ringsum, warfen sie zierlich zuhauf.
 Veilchen dufteten ihnen und Amaracus, der süße,
 Und ein jegliches Kraut, das auf dem Ida gedeiht.
 Also lag ihr dort Jupiter bei im betörenden Dufte
 Alle der blühenden Pracht, welche, o Ida, dich ziert.
 Matt dann genoß auf den Rosen ein jedes der köstlichen Ruhe,
 Da sich in Jupiters Arm jene an Liebe erlابت.

Was uns heute aber vor allem anspricht, das sind die individuellen Töne, die sich immer wieder aus all dem Schwelgen und Schmachten hervordrängen, sei es in Form einer lebendig erfüllten Natur- oder Seelenstimmung, sei es unmittelbar als persönliches Bekenntnis. Etwa, wenn die Freundin mit folgender Lokkung in besagtes Landhaus eingeladen wird:

Süße Freundin, o komm! Es ladet ein glücklicher Himmel,
 Ladet das raschelnde Laub dort an den Bäumen dich ein!
 O, und der schönste Besitz, der in leuchtenden Fluren sich breitet,
 Und dort ein Rosen, den rings strömendes Wasser umfließt.
 Stattlich und stolz erhebt sich das Haus inmitten der Gärten,
 Das mit des Daches First droben die Sterne berührt.
 Mitten durchs Kraut hindurch treibt plätschernd ein Bach seine Wellen,
 Dessen leis sprudelnder Lauf murmelnd in Schlummer dich lullt.

Wenn sich Lemnius dazu versteigt, sich mit Paris und Pelops zu vergleichen, die er zwar nicht an Schönheit, wohl aber an Sangessgabe übertreffe, so nötigt uns das freilich ein Lächeln ab. Aber es hat doch auch wieder etwas Rührendes, wenn er, seiner Häßlichkeit und Dürftigkeit bewußt, mit so viel Stolz auf seine inneren Werte pocht:

Freilich, ich sei nicht schön — doch lächeln dafür mir die Musen,
Und die Grazien erfüllt, was ich geschrieben, mit Neid.
Sollte ich etwa im Umgang zu wenig gewandt dir erscheinen:
Oft haben Göttinnen selbst, glaub' es mir, Menschen geliebt.

Wenn du nur städtische Gecken begehrst von erlesener Schönheit,
Dann besucht allerdings Lemnius nimmer dein Haus.
Aber wenn du vielleicht mich ehrlich als Liebenden achtest,
Dann bin ich gern, deine Gunst treu zu erwidern, bereit.

Aus der Armut und Abhängigkeit seines wurzellosen Daseins flüchtet Lemnius immer wieder in eine frei schwebende geistige Welt, der die gestaltende Beziehung zum wirklichen Leben mehr und mehr abgeht. Und doch bleibt diese stete Verzauberung eine Art Triumph über die Materie: in seinen Dichtungen schafft er sich einen Bannkreis, der ihn gegen die kummervolle Alltäglichkeit feit und ihn immer wieder stärkt, daß die Flügel seiner Seele nicht erlahmen. Von dieser Seite her gesehen, gewinnt sogar seine unerträgliche Eitelkeit einen gewissen Sinn. Sie ist so etwas wie ein innerer Schutz, der den sonst völlig Haltlosen davor bewahrt, sich zu verlieren. In stolzer Bescheidenheit schreibt er an seinen reichen Freund Salet:

Allzu feindlich war mein Geschick seit dem Tode der Eltern —
Einige Lieder indes flüstert Apollo mir zu.

So zeigt uns denn auch das 4. Buch der „Amores“, daß sich Lemnius schon damals keineswegs bloß mit seinem Privatleben beschäftigt, sondern weit höhere Ziele ins Auge gefaßt hat. Neben Elegien an Salet, an Gallicius und an den französischen Gesandten in Chur ist in dieser Hinsicht diejenige an Jakob Travers am bedeutsamsten. Ursprünglich war sie an dessen Vater, den großen Gian Travers, gerichtet. Da aber Vadian, den Lemnius 1541 um eine Vermittlung gebeten, ihm, wohl aus Voreingenommenheit, überhaupt nicht geantwortet hatte, wagte er nicht mehr, sich an Travers selbst zu wenden, und änderte die Überschrift, doch ließ

er den Text als solchen bestehen. Darin berichtet er, wie ihm, als er mittags am schattigen Ufer der Plessur geschlummert, im Traume Venus und Apoll erschienen seien: jene habe ihn zur Fortsetzung seiner Liebeslyrik ermuntert, dieser aber habe ihn ermahnt, sich der vaterländischen Dichtung zuzuwenden.

Fröstelnd fuhr ich empor aus dem Schlaf und griff nach der Tafel,
 Und an den Führer Travers sandte ich folgenden Brief:
 Was ich aus besserer Einsicht auf diese Blätter geschrieben,
 Scheint als Beginn dir vielleicht groß und bedeutend zu sein.
 Weit ist dein Ruhm, o Travers, durch die rätischen Lande verbreitet,
 Der du so leuchtend im Ruf heimischer Redekunst strahlst.
 Mich aber zog in die Heimat nach langer Irrfahrt die Muse,
 Die durch Philetas' Gesang einst ihren Adel gewann.
 Oft hat uns beiden das Glück fast allzu gütig gelächelt,
 Mich aber ließ es, ach, oft mitten im Strudel im Stich.

Leider ist die lateinische Satzkonstruktion des Lemnius hier, wie so häufig, unklar und lässt keine eindeutige Auslegung zu. Immerhin: kühn vergleicht er sich selbst mit Travers – was sich doch nur auf dessen literarische Tätigkeit beziehen kann – und stellt seine eigene klassische Muse – Philetas ist der griechische Vorläufer des Properz – dessen „fama diserta patrii soli“ gegenüber. Heißt das nun ganz allgemein „dem beredten Lob des vaterländischen Bodens“, oder ist meine etwas freie Übersetzung „heimische Redekunst“ sinngemäß richtig? Dann nämlich wäre es eine Anspielung auf die rätoromanischen Werke des Travers, vor allem natürlich auf das „Lied vom Müsserkrieg“, von dem also Lemnius zumindest etwas gehört haben müßte und welches ihm demnach den eigentlichen Anstoß zur „Räteis“ gegeben hätte. Ich glaube fast, wir dürfen dies annehmen, denn aus welch anderem Grunde hätte Lemnius diese Elegie, in welcher er zum ersten Male von seinem großen Plane einer vaterländischen Heldendichtung spricht, ausgerechnet dem Gian Travers gewidmet? Es ist überhaupt ein recht bemerkenswertes Gedicht, eine Art Beichte. Denn Lemnius zieht darin einen Strich unter sein bisheriges Leben und Dichten. Die Behauptung allerdings, er habe schon in Wittenberg nur daran gedacht, wie er seine Heimat verherrlichen könne, und sei aus reiner Vaterlandsliebe dem „Fürstendienst“ entronnen, werden wir ihm nicht so ganz glauben – eher schon die andere: man habe ihm in seiner Jugend offenbar aus Mißgunst „die Becher der

Circe“ zu trinken gegeben (wodurch bekanntlich schon die Genossen des Odysseus in Schweine verwandelt worden waren), und dadurch sei dein Kopf verwirrt worden. Nun aber sei es ihm gelungen, wenn auch nicht unverletzt, aus der Höhle jener Zauberin zu entkommen, und er wolle sich fortan ganz der vaterländischen Heldendichtung weihen. Stolz fühlt er sich bereits als künftiger Vergil Graubündens. Auch den Stoff hat er schon gesammelt: durch seinen Freund, den Stadtschreiber Wolfgang Salet, sind ihm die Berichte und Chroniken über den Schwabenkrieg bekannt geworden.

Zunächst war allerdings an die Ausführung des Planes nicht mehr zu denken. Der zum dritten Mal vertriebene Lemnius wandte sich nach Oberitalien und übersetzte dort die „Periegesis“ des Dionysios von Halikarnaß ins Lateinische, was ihm zur Aufnahme in die vornehme Gesellschaft der „Bocchi“ zu Bologna und zur Krönung als „poeta laureatus“ an der dortigen Universität verhalf. Die tröstliche Prophezeiung des Tatius schien sich also zu erfüllen. Der Ruhm wenigstens stellte sich ein, aber leider blieb der materielle Gewinn aus. Die Hoffnung, als Hofpoet in die Dienste des Herzogs Herkules von Ferrara treten zu können, schlug fehl; auch ein Bittbrief an den gelehrten Humanisten Bonifatius Amerbach in Basel hatte keinen Erfolg. So war Lemnius schließlich froh, dank eines Personalwechsels im Rektorat, in sein bescheidenes Schulmeisteramt an der Churer Nikolaischule zurückkriechen zu dürfen. Zwar sträubte sich auch der neue Rektor Pontisella anfangs gegen den übelbeleumdeten Mitarbeiter, doch scheint Gian Travers von fern seine schützende Hand über den armen Poeten gehalten zu haben. Dieser befliß sich fortan größerer Schicklichkeit und hat keinen Anlaß zu Klagen mehr geboten. Innerlich gab er sich freilich noch keineswegs zufrieden, sondern suchte neue Verbindungen, diesmal mit Frankreich, anzuknüpfen. Er hoffte auf eine Hofpoetenstelle bei König Heinrich II., dem er zu diesem Zweck seine 1549 bei Oporin in Basel erschienene lateinische Übersetzung der „Odyssee“ gewidmet hat. Man hielt sie bisher für sein bestes Werk und stellte sie der unübertrefflichen „Ilias“-Übertragung des Eobanus Hesse zur Seite, doch hat kürzlich Luzzatto überzeugend nachgewiesen, daß ihr die gleichen Mängel anhaften wie seinen selbständigen Poesien und daß sie daher nicht als dichterisches Kunstwerk, sondern mehr als eine brauchbare Studienausgabe gel-

ten muß, die übrigens den Kommentar zum Teil gleich in den Text mit hineingearbeitet hat. Immerhin begründete sie unter den Humanisten des Lemnius Ruhm.

Dieser spornte ihn an zu einem geradezu unglaublichen Fleiß, doch wurde der Dichter an der Vollendung seiner „Räteis“ durch eine neue, seine vierte Flucht verhindert. Diesmal, im Jahre 1550, vertrieb ihn nicht eigene Schuld, sondern eine furchtbare Pestepidemie, wie solche ja in jener Zeit häufig auftraten und gerade Graubünden, wo wegen des Paßverkehrs die Einschleppungsgefahr besonders groß war, immer wieder aufs schrecklichste heimgesucht haben. Lemnius flüchtete nach Basel zu Oporin, in dessen Verlag er 1551 seine letzte Gedichtsammlung, die „Bucolica“, erscheinen ließ. Die bucolische Poesie war schon damals eine beliebte Modegattung. Anknüpfend an die spätgriechischen Dichter und vor allem an Vergil, dessen Hirtengedichte Lemnius ja seinerzeit in München selbst mit herausgegeben hatte, hat sie sich in mannigfacher Abwandlung übers Barock und Rokoko bis zu Geßners empfindsamen Idyllen lebendig erhalten. Die Humanisten benutzten sie mit Vorliebe zu allegorischer Einkleidung: im koketten griechischen Kostüm weiden da höchst kultivierte Edelhirten ihre klassisch-reinlichen Herden, blasen Flöte und feiern in hexametrischen Wechselgesängen bestimmte Persönlichkeiten oder erörtern in rhetorischer Schmucksprache aktuelle Zeit- und Bildungsfragen. Lemnius selbst tritt in seinen Eglogen unter dem Sängernamen Cirrheus auf. Mit seinem Partner Meliseus ist wahrscheinlich der Basler Allerweltsgelernte Heinrich Pantaleon gemeint, der das Bändchen mit einer kunstvollen Sprachspielerei – einem Gedicht, das nur aus Wörtern mit dem Anfangsbuchstaben „M“ besteht – eingeleitet und später in seinem „Heldenbuch Teutscher Nation“ dem Dichter einen freundschaftlichen Nachruf gewidmet hat. Möglicherweise ist er zu dieser „Prosopographie“ sogar von Lemnius mit angeregt worden, der in seinem Brief an Bonifatius Amerbach ein ähnliches Vorhaben erwähnt und ihn vielleicht schon auf Gioviros Galerie von Bildnissen berühmter Männer aufmerksam gemacht hat, die er auf seiner Italienreise am Comersee besichtigt haben wird.

Lemnius hoffte wohl, Pantaleon, der sich damals gerade in Frankreich aufhielt, könne sich dort für ihn einsetzen, wie denn überhaupt die meisten Eglogen der „Bucolica“ darauf hinzielen,

den Dichter in die französischen Hofkreise hineinzuschmeicheln. Es sind ziemlich inhaltslose Lobgedichte auf die Könige Franz I. und Heinrich II. und auf den französischen Gesandten in Chur. Das letzte feiert Oporin und die Buchdruckerkunst. Aber die dritte und vierte Elegie fallen aus diesem Rahmen heraus und fesseln uns durch ihren Inhalt. Hier schildert Lemnius die Pest in Chur und gibt uns in einem „Hodoëporicon“ einen poetischen Reisebericht von seiner Flucht nach Basel. Allerdings tritt darin das Persönliche nicht mehr so unmittelbar hervor wie in den „Amores“. Das Rhetorische überwiegt, und die eitle Selbstbeweih-räucherung des Dichters, der sich seinen Ruhm nicht nur von den Hirten, sondern auch von den Wasser- und Wiesennymphen immer wieder bis zum Überdruß bestätigen läßt, wirkt auf die Dauer geschmacklos. Auch häufen sich die gelehrten Zwischenbemerkungen und die Centos in störender Weise. Der Philologe hat oft gänzlich den Dichter verdrängt. Andererseits ist dessen Kompositionskunst gereift; der Pestbeschreibung z. B. merkt man es kaum an, daß sie zum Teil aus dem Lehrgedicht des Lukrez „Von der Natur der Dinge“ herstammt. Die Sprache hat an melodischem Fluß zwar etwas eingebüßt, dafür ist sie im Ausdruck bestimmter, oft sogar – wie bei der Beschreibung alpiner Einzelzüge im Totentanz der Pest oder in den hübschen Städtebildern des Reiseberichts – noch anschaulicher geworden.

Ich gebe als Beispiel einige Hauptstellen der Pestbeschreibung. Traugott Schieß hat diese früher einmal in Jamben verdeutscht, aber es fehlt seiner inhaltlich ausgezeichneten Übertragung der klangliche Reiz der wogenden Hexameter, auf den es doch wesentlich mit ankommt.

Weh, aus verderbter Luft kam die wütende Seuche, und hitzig
Raste nur allzu verheerend die Pest mit den Pfeilen des Phöbus!
Schlich doch im schädlichen Hauche ein stechender Dunst aus dem Äther,
Tränkte mit heimlichen Giften Gelenke und Glieder der Menschen,
Daß im Gedränge der Häuser gar bald die Leichen sich häuften.
Ach, ihr süßes Leben mußten sie lassen und wälzten
Siech ihren Leib durch die Stadt, ein vielfaches Abbild des Todes!
Männer mit sehnigen Gliedern, die Kraft und Gesundheit geatmet,
Denen so feurig das Blut den stattlichen Körper durchströmte,
Werden als erste niedergestreckt wie der Stier an der Krippe,
Wenn die geschwungene Axt er im schwelenden Nacken verspürt hat.

Aber auch schöne Mädchen, voll lachenden Lebens, ermatten
Und aufblühende Jungfrauen. Die Seuche versengt ihre Leiber,

Die wohl würdig gewesen, ein besseres Los zu erwarten:
 Süße, bräutliche Fackeln und fröhliche Lieder der Hochzeit!
 Ähnlich hatte die Pest schon das Vieh auf der Flur und die Herden
 Angefallen zuvor. Rings klagen die Hirten im Felde.
 Überall auf den Straßen der Stadt, mit erschlafftem Gefieder,
 Sieht man die Bälge der Hühnchen verstreut und der flatternden Hennen,
 Unbarmherzig dahingerafft durch das schreckliche Sterben.
 Oft auch sah ich die Last verseuchter Kühe auf Karren
 Fortgeschleppt und gewahrte das Vieh, das die Melkeimer füllte,
 Plötzlich erzittern und sinken die Hand unterm halbleeren Euter.
 Gleich auf den Halmen stirbt der Landmann beim Mähen des Angers,
 Und in das dichte Gras bricht nieder beim Heuen der Schnitter,
 Jäh von der Hitze durchzuckt. Aufstöhnt am beladenen Wagen
 Schmerzlich der Stier und läßt ab vom Fuder im krautigen Acker.
 Unter den Ähren verhaucht, noch die Sichel in Händen, der Mähder,
 Und auf den höchsten Alpen sinkt hin der Senn in der Grotte,
 Wo er die Käslein bereitet, inmitten der fettigen Masse,
 Die aus der Milch er gepreßt, und den Bündeln des Labs an der Decke.
 Mancher entfloß wohl auch mit der ängstlichen Gattin den Mauern,
 Doch auf dem Lande draußen ergriff ihn die giftige Seuche,
 Daß er verschied im Schoß der geliebten Gefährtin, und diese
 Folgte alsbald dem Gemahl am düsteren Faden der Parze.

Eben war es die Zeit, da die Sonne schon Ähren gespendet
 Und aus den Zwillingen trat in das funkelnende Zeichen des Krebses,
 Als sich die fahle Pest im vergifteten Winde herabließ.
 Bald war wässrig verseucht die Luft, und hinein in die Häuser
 Schlich nun der schädliche Dunst und durchwütete drinnen die Glieder,
 Daß im entzündeten Leib die verdornten Gedärme verbrannten.
 Ach, es träufelt Saturn in kläglichen Strömen vom Himmel
 Geifer herab, und Mars steigt auf im Rücken des Stieres.
 Ungemein wird die Glut, in den Adern rast beißendes Feuer,
 Weh, schon bemächtigt der brennende Schmerz sich der Höhe des

Hauptes!

Wer sich erhebt, der taumelt zuerst, und ihm schwanken die Füße
 Wie vom Schwindel gepackt, daß er keinerlei Richtung mehr festhält
 Sicherer Schritts, und sein schwerer Kopf reißt ihn rücklings zu Boden,
 Wo dann die Beule im Leib aufbricht mit dem tödlichen Gifte.
 Andern zerfrißt die Pest auch häufig die Glieder von innen,
 Und ihre Eingeweide zerrüttet nur heimlich die Flamme.
 Dieser hier stürzt in die Brunnen und schlürft wie Luft ihre Wellen,
 Jener dort wirft sich im Wahnsinn die Waffen über, und drohend
 Ruft er die Feinde zum Kampf. Ein anderer gleitet im Sterben
 Nieder vom hohen Pfahl und verhaucht seine Seele ins Leere,
 Oder erzuckt und schäumt, weil ans weiche Bett er gebunden.
 Jener begehrt nach Speisen vorher, und mit gierigem Munde
 Schlingt er, verendend, sein Mahl, doch stillt er durch noch so viel

Backwerk

Nimmer des Hungers Grimm: mit reichlich gemästetem Bauche
 Sinkt er dann sterbend zurück und schließt seine Augen im Tode.
 Keinerlei Heilkunst hilft. Arzneien verschreibt man vergeblich.
 Apotheker befällt sie und kräuterkundige Meister.
 Ärzte sterben. Es nützt kein Mittel gegen die Seuche.
 Einer versucht es vielleicht, die Krankheit der andern zu lindern,
 Aber inmitten der Mühe erliegt er ihr plötzlich, entrissen,
 Ach, zu den blassen Schatten ins schwarze Gebilde des Todes.

Dreimal hatte noch nicht ihre Sichel Phöbe erneuert,
 Sondern erst zweimal gefüllt die goldene Schale des Mondes,
 Als schon achthundert Menschen aus ihren Betten die Seuche
 Tödlich hinweggerafft. Da brannte entflammt der Orion
 Auf die verdornten Äcker und grimmig der Sirius nieder,
 Reizten den Löwen zur Wut durch das Glühen der feurigen Kugel.
 Aber die Pest, weit grausamer noch als die wilden Gestirne,
 Lohte — o Jammer! — empor und brachte im Anlauf zur Strecke
 Achtzig in einer Nacht, die man nicht mehr umtrauert auf Bahnen
 Heim zu den Schatten des Todes geführt, nein, bloß auf dem Karren,
 Dem die Räder mit Lumpen verhüllt, damit ihr Gerassel
 Oder der Achse Gekreisch nicht die Stadt in bleichem Entsetzen
 Jählings erwecke: ein Bild, ach, des unbarmherzigen Sterbens!

Aus dem „Reisebericht“ will ich nur die Strecke von Chur bis Zürich mitteilen, da sie einige besonders plastische Bilder bietet, so die Beschreibung von den Bädern zu Pfäfers, von Sargans, vom Walensee und das lieblich-heroische Preislied auf Zürich. Die späteren Partien verlieren sich wieder mehr ins allgemeine, obwohl auch das Lob des fruchtbaren Mittellandes nicht ohne Reiz ist.

Bei den Helden, die vor dem Abgrund von Pfäfers zurück-schrecken, hat Lemnius vielleicht an Hütten gedacht, der ja 1523 tatsächlich „ungewaschen“ umkehrte, freilich nicht aus Angst, sondern weil Regengüsse die Bäder unwirksam gemacht hatten. Der Abt, der 1543 die Holztreppen zur Schlucht hinab erbauen ließ, ist Johann Jakob Russinger, der Freund Zwinglis. Auf seine Veranlassung hatte 1535 Paracelsus ein Gutachten über die Quelle verfaßt, das Lemnius bekannt gewesen sein muß, denn er spielt deutlich auf dessen Theorie von der „angeborenen Wärme“ an, obwohl er daneben auch die älteren Erklärungsversuche herbeizieht. Die Geschichte von Hippolyt ist natürlich eine mythologische Spielerei, mit welcher der Dichter dem Stadtvogt von Chur, Gregor von Hohenbalken, der dazu noch ein wichtiger französischer Parteigänger war, schmeicheln wollte, doch soll tatsächlich

ein Karl von Hohenbalken 1038 die Quellen entdeckt haben. Die Bezeichnung „süße Täler“ klingt heute noch im Namen des Hauptortes von Liechtenstein nach: Vaduz = „vallis dulcis“. Ob das Wettschwimmen der Helvetier über den Walensee an wirkliche Vorfälle anknüpft, vermochte ich bisher nicht zu ermitteln. Wie gefährlich die Überfahrt damals werden konnte, ist ja aus Goethes Übersetzung der Lebensgeschichte Benvenuto Cellinis bekannt.

— — Als unter Tränen wir, ach, uns getrennt von der Heimat Grenzen, da führte das Los uns zuerst durch die Nachbargefilde, Welche die Welle benetzt, die vom warmen Gewässer herabströmt, Da, wo den schwefligen Quell die Klippen von Pfäfers umschließen. Dieser erbraust mit Macht im untersten Grunde der Felsschlucht. Schaußt du auf ihn hinab von der höchsten Kante des Berges, Glaubst du fürwahr, du sähest den Tartarus drunten, den schwarzen, Und auf des Erebus Bühne, vermeinst du, schwirrten die Menschen Rabengleich um die Fluten — so hoch erhebt sich die Felswand Über den tiefsten Sturz. Oft kamen weither durch die Lande Siegreiche Helden, den Leib in den warmen Bädern zu spülen; Aber sobald sie dann hier den erschrecklichen Abgrund erblickten, Kehrten sie ungewaschen sich um und verließen die Klippen, Schworen sich, nie in solche Gewässer zu steigen, und zogen Unverrichteter Dinge zurück in die heimischen Burgen.

Doch in den harten Fels hat nunmehr Stufen geschlagen Jüngst der vortreffliche Fürst, der das heilige Zepter von Pfäfers Führt, und nichts Schauriges haftet dem Abstieg mehr an zu des Bades Schluchten, das ganz von selbst am ergrauten Schwefel und Mennig Dort sich erhitzt, wo sein Naß durch die feurigen Stoffe hindurchrinnt. Gleich an der Quelle empfängt es die Glut des entzündeten Schwefels, Und ihm folgt, wo's entflieht, im glühenden Erdpech die Flamme. Also erwärmt sich die gütige Welle und bringt mit dem Wasser Hilfe für mancherlei Krankheit und heilt des verzehrenden Fiebers Schwäche mit ihren Säften und Fäulnis auch in den Gliedern. Hier haben Nymphen einst, so erzählt man, Diana gebadet, Hat Hippolyt auf der Spur seiner Ryden die Quelle gefunden. Als in den Fluren er nämlich nach Hirschen jagd und gehörnten Gemsen hoch im Gebirg, bemerk't er, wie öfters die Hunde Triefend dem Innern der Höhlen entkriechen und tropfende Nässe Abzuschütteln sich mühn. Da steigt in die nämlichen Schlünde Jener verwundert hinab. Sein Ohr vernimmt dort des Wassers Liebliches Murmeln, und bald entdeckt er im Felsschacht das heiße Wellengesprudel. Es stammte aber aus altem Geschlechte Er, Hippolyt, den hier Dianas Liebe beglückte, Hohenbalken genannt, und ihn zeugte ein Nachfahre Karls einst, Dessen erhabenes Bild dieses Hauses mit strahlendem Ruhme Heut noch in Rätien verklärt. — Drauf empfing uns auf hohem Hügel

Ein helvetisches Städtchen, das, leicht in die Lüfte erhoben,
Steil eine Burg überragt, die nach rückwärts weit auf die Fluren
Schaut, welche einst den Namen „Die süßen Täler“ besaßen,
Während im Altertum die Stadt Sarunetum benannt war.

Als wir sie nun mit den dicht sich drängenden Herden betraten,
Lenkte, ins westliche Meer seinen Wagen zu tauchen, schon Phöbus
Müde die Rosse im gelben Glanz unter rötlicher Wolke.

Wir aber führen das Vieh in den Stall. Die Melheimer schäumen.

Staunend betrachten's die Nymphen des Landes. Und finstere Nacht naht.

Wir erquicken den Leib und erlaben am friedlichen Schlummer
Uns unterm Dach und erfrischen in süßer Ruhe die Glieder.

Kaum hat aufs neue Aurora des Ozeans Fluten verlassen

Und unter gelblichem Schleier die Sterne des Himmels verdunkelt,

Als auch schon all unser Vieh sich erhebt und hinauseilt ans Ufer,

Um mit lechzendem Schlunde des Walensees gleitende Wellen

Einzuschlürfen. Und rings am Gestade erscheinen die Nymphen,

Tauchen Najaden auf und bewundern die Klänge des Daphnis,

Schlingen schmeichelnde Reihen, begierig, ihm sich zu zeigen

Und zu gefallen ihm, dessen Hirtenflöte so lieblich

Lieder ertönen ließ, dem ganzen Kreise vernehmbar.

Und sie haben entzückt die Kunst des begnadeten Sängers

Am Gestade gepriesen — berühmt in den rauschenden Wäldern,

Daphnis, o du, von den Wäldern berühmt bis hinauf zu den Sternen!

Als dann im rötlichen Schimmer Pallantias den kommenden Morgen

Eingeführt, da durchschwammen, auf Flöße gepfercht, wir die Wogen.

Wellenreich ist der See. Ihn umgürtet rundum hinter Schluchten

Ragendes Felsgebirg, das den Sumpf und das Wasser ganz einschließt.

Kühe und Ziegen staunen ihn an bei der Fahrt durch die Wellen,

Den hier die Nereis einst unter steilen Gebirgen entstehn ließ.

Mehr als zwei Meilen gewiß erstreckt sich sein Lauf in die Länge,

Während man nichts als den Himmel gewahrt und überall Wasser,

Rings von den Bergen versperrt. Wie des Comersees feuchte Gefilde,

So durchflutet der Walensee auch, einem wogenden Meer gleich,

Ausgebreitete Täler und nährt unterm Strudel die Fische,

Und umstellt seine Wellen mit jäh abschüssigen Felsen.

Aber wo seine Fläche sich dehnt und am weitesten ausspannt

Zwischen dem hohen Gebirg, da haben zu zweit die Helvetier

Einst in dem klaren Naß ihre Arme beim Wettstreit geschwungen.

Schwimmend strebten sie fern an das andere Ufer hinüber.

Bis sie den flüssigen Sumpf, den riesigen, endlich bezwangen.

Kaum kann des Auges Kraft eine solche Strecke umfassen,

Wie in den Fluten sie dort die tapferen Schwimmer durchquerten.

O, wie oft gedenk' ich's im Lied! Ihr nennt zum Vergleiche

Mir den Leander wohl, der im Hellesponte so häufig

Schwimmend dem Strom widerstand, die berühmten Wellen durch-

schneidend,

Während droben das Tor des Himmels donnernd erdröhnte,

Daß er mit süßem Entzücken die Liebe der Hero erlange —
 Dennoch wär' hier unterlegen des Deliers griechische Schwimmkunst. —
 Drauf erreichten wir Zürich, gar prächtig umtürmt in den Fluren,
 Aber vom Zürcher See, dem unendlich weiten, umschlossen,
 Der wie ein Meer sich dehnt, bevor in die Stadt er hinabfließt
 Und in zwei Teile sie spaltet, so daß auf all seine Buchten
 Herrlich sie niederblickt und die flatternden Segel im Winde.
 Kaum ging die Kunde herum von der Ankunft des rätischen Hirten,
 Der die mäonalischen Höhen der Faune im Lied übertreffe
 Und Kyllenes Gebirg und Lyceus' schattige Felsen,
 Als auch schon Nereiden den glitzernden Wellen entschlüpften
 Und mit Jubel die Freude, ihm hier zu begegnen, bezeugten.
 Heitere Reigen führten sie auf, und die schönen Napeen
 Hoben die zierlichen Füße voll Anmut zu lieblichen Tänzen.
 Also tanzt auf den Fluren in strahlender Schönheit Diana
 Oder auf Kretas Hügeln das Mädchen Ariadne, von schwanken
 Hamadryaden umringt, die bebauten Gefilde bezaubernd.
 Überall her erklangen die Töne arkadischer Lieder,
 Und es umsäumte gebildete Menge den Strand, da im Schmucke
 Blühender Jugend der Geist hier gedeiht und die Kunst der Athene.
 Angenehm mischten des Helikon Musen die holden Gesänge,
 Daß vom Widerhall rings der Hain und die Täler erschallten.
 Aber ein Lorbeerbaum stand abseits, und tief in die Rinde
 Ritzte ein Faun mit gebogener Sichel melodische Verse.
 Alt ist die Stadt und gewaltig im Krieg und gedeiht in der Scholle
 Reichlichem Segen und wird noch bestehn durch manch langes

Jahrhundert,

Ewig, solange noch Fische im Fluß und noch Schatten am Berg sind,
 Babylon noch die Wogen des Euphrat und Indien des Ganges
 Fluten erblickt, drüberhin der regenspendende Südwind
 Schnaubt, wo sich strömend ergießt Äthiopiens bitteres Salzmeer,
 Mündend im Persischen Golf und im feuchten Gefilde der Thetis.
 Sank doch auch einst durch sie besiegt samt dem römischen Heere
 Cassius nieder, und ehrt dieser Ruhm doch noch heute die Enkel.
 Ja, da wurden als Zeugen die Krieger gar schmählich getrieben
 Unter das hohe Joch, und vom Schwert der Helvetier getroffen
 Fiel der römische Konsul und starb auf dem traurigen Schlachtfeld.
 Sie ist Helvetiens Haupt und die Zierde des rühmlichen Stammes!

Im Herbst 1551 schien die Seuche erloschen, und Lemnius kehrte voller Anregungen und mit neuen großen Plänen nach Chur zurück. Aber da flackerte im November die Pest noch einmal auf und holte sich, als eines ihrer letzten Opfer, nun doch noch den Dichter, der sie so grandios besungen hatte. Auf dem Krankenbett schrieb er sich mit zitternder Hand seine eigene Grabschrift:

Ach, hier lieg' ich begraben, des Liedes gepriesener Sänger,
 Lemnius. Wehe, die Pest raffte als Beute mich fort!
 Mein erhabener Geist weilt droben im lichten Olymp nun,
 Doch die Gebeine bedeckt leicht dieser Hügel mit Staub.

Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf sein hinterlassenes Hauptwerk, die „Rateis“! Er hat sie beenden, aber nicht mehr vollenden können. Da sich seine Hoffnung, wie Tatius im Ausland Ansehen zu gewinnen, nicht erfüllt hatte, wandte er sich, getragen von der gleichen patriotischen Gefühlswelle, die damals durch Graubünden wogte, wie Travers der Verherrlichung seiner engeren Heimat zu. Auch hiervon versprach er sich das Höchste:

Einst kommt die Zeit, da liest mein Gedicht in den grauen Gefilden
 Eifrig die rätische Jugend und lernt und verschlingt meine Verse,
 Rühmend: einen Vergil hat auch uns die Heimat geboren!
 Du aber, rätischer Sänger, vergleiche dich nie mit den Dichtern,
 Welche das alte Latium erzeugt und der Quell der Medusa.

Allein: während heute die schlachten Reime des Travers wirklich in allen Bündner Schulen gelesen werden, so ist, trotz der werbenden Übersetzung Plattners, das Prunkepos des Lemnius ziemlich in Vergessenheit geraten. Warum wohl? Letzten Endes liegt der Grund ohne Zweifel bereits in der verschiedenen Wesensgestalt der beiden Dichter. Travers wollte nur seine „Nachbarn“ belehren, nicht durch Schmeicheleien, sondern im Gegenteil durch oft recht bittere Rügen – und sich selbst stellte er, trotz seiner bedeutenden Verdienste, bescheiden in den Hintergrund. Lemnius dagegen kann sich in Lobsprüchen nicht genug tun, und immer wieder drängt er sich selber vor: seht, erst durch mich, den großen Dichter, werden eure Taten in das rechte Licht gerückt und für die Ewigkeit aufbewahrt! Zuweilen scheint es fast, als sei es ihm gar nicht so sehr um den Ruhm Graubündens, sondern einzig und allein um seinen eigenen Ruhm zu tun. Während also die unbeholfenen Knüttelverse des Travers durch dessen vornehme Gesinnung gleichsam verklärt werden, beeinträchtigt die Eitelkeit des Lemnius von vornherein die Wirkung seiner doch so viel kunstvolleren Hexameter. Abgesehen von dieser Haltungsschwäche weist sein Epos aber auch rein handwerksmäßig allerlei grundsätzliche Mängel auf. Der Fehlgriff liegt keineswegs im Stoff – dem „Schwabenkrieg“ –, sondern in der Form. Um volkstümlich zu werden, hätte Lemnius nicht an Vergil anknüpfen dürfen, er hätte,

wie Travers, von der lebendigen Sagen- und Liedertradition des Volkes ausgehen sollen, also nicht eine „Äneis“, sondern ein „Nibelungenlied“, einen „Cid“ oder eine „Kalewaa“ Graubündens schreiben müssen. Ansätze dazu fand er in den treulich benutzten Quellen, Chroniken und historischen Volksliedern in Fülle. Aber statt dessen stilisiert er diese in die Schmuckformen des lateinischen Kunstepos um und mischt sie, wie es Janett Michel in seiner ungemein fleißigen Dissertation nachgewiesen hat, mit einer Unzahl von Centos aus Silius Italicus und Papinius Statius, zwei spätromischen Vergilnachahmern. Ferner hat er in seiner Dichtung sämtliche Stilelemente des klassischen Epos in fast pedantscher Weise angebracht: die Götter kämpfen in den Wolken mit (wobei Venus die Rätier, die als Nachkommen der Etrusker, also der Trojaner angesehen werden, gegen die Rache der sitzenstrengen Juno beschützt, was eine recht geistreiche Beziehung zum Privatleben des Dichters ergibt); Vulkan schmiedet den Schild des Benedikt Fontana, worauf die ganze Geschichte des Churer Bistums abgebildet wird; auch eine Szene in der Unterwelt darf nicht fehlen, ebensowenig lange Völkerkataloge, wohlabgewogene Einzelkämpfe, Wettspiele, bei denen ein allegorischer Lemnius als Sänger auftritt, sodann im Formalen Anrufe an die Muse, „homeriche“ Gleichnisse, schmückende Attribute usw. Aus dem allem hätte nun immerhin ein großartiges Bildungsgedicht entstehen können – ist doch das Vorbild selbst, die „Äneis“, eigentlich auch nichts anderes als eine geniale Nachahmung Homers. Aber dazu fehlte dem Lyriker und Philologen Lemnius der Abstand und die epische Überschau, das, was man den „großen Atem“ zu nennen pflegt. Sicher hätte er bei der Vollendung seines Werkes noch manches ausgefeilt, Härten ausgeglichen, Widersprüche und unnötige Wiederholungen getilgt und so dem Ganzen eine einheitlichere Prägung verliehen. Aber die grundlegenden Kompositionsmängel wären damit nicht beseitigt worden. Trotz ihres dichterischen Anspruchs bleibt die „Räteis“ eine versifizierte Chronik, es fehlt ihr eine einheitliche und eindeutige Handlungsmitte. So zerfällt sie in lauter zusammenhangslose Episoden, unter denen die in den Vordergrund gerückte Darstellung der Calvenschlacht eben nur die bedeutendste ist. Trotzdem finden sich gerade in diesen Einzelteilen manche dichterische Schönheiten, vor allem anschauliche Beschreibungen und packende Schilderungen. Hören Sie z. B.

die knappe Charakterisierung der Oberengadiner Ortschaften anlässlich einer Heerschau des rätischen Haufens :

Zeichen und Adler, sie schwenkt eine rätische Schar in den Lüften,
 Derer, welche die Täler des Inns und den Saum seiner Quelle
 Liebevoll pflegen und baden ihr Vieh in der eisigen Strömung.
 Hier ist Z u o z , durch Männer berühmt und durch breites Gefilde,
 Gönnerin großer Geister, erfüllt von gelehrtem Getümmel.
 Dort die einst mächtige Burg M a d u l e i n auf dem ragenden Felsen
 Und, gar wild, C a m o g a s k , und die trefflichen Pflüger C a p e l l a s ,
 Aber als erste am Platz war mit Piken die Jugend der S c a n f s e r .
 Jene vergess' ich auch nicht, deren Durst die Quelle des Inns stillt,
 Und die sein Uferland stampfen und kühl aus dem Bächlein bewässern
 Oder mit Hacken bebauen S a m a d e n s geräumige Feldmark.

Oder vernehmen Sie die so traurig zeitgemäß wirkende Schil-
 derung, wie die Zuozer nach dem Einfall der Österreicher über
 den Casannapaß die Strategie der „verbrannten Erde“ anwenden,
 wodurch sie ja tatsächlich damals den Feind wieder aus dem En-
 gadin hinausgehungert haben :

In einer weiten Ebne erhob sich Zuoz, umgeben
 Rings von blühender Flur, und Türme und stattliche Häuser
 Trug's in den Äckern zur Schau. Doch die es damals bewohnten,
 Gruben, was jeder zu Hause besaß, ins Innre der Erde
 Tief hinein, bis günstiger wieder das Schicksal erscheine.
 Und sobald sich die feindlichen Schwärme und wilden Kohorten
 Zeigten im Feld, übergaben den eignen Besitz und die Häuser
 Selbst sie den Flammen und brannten auch nieder die Firste der Dächer
 Dort, wo die Habe in Gruben sie unter gestochenen Soden
 Sicher verwahrt, daß nicht etwa ein schrecklicher Krieger sie suche
 Und mit der Hand ausgrabe das Gut, das im Erdreich verborgne,
 Und es, in raschem Entschluß solchen glücklichen Zufall benutzend,
 Mit sich nehme. Doch so ward die Hoffnung des Feindes vereitelt.
 Sie aber suchten sich bald im höchsten Gebirg eine Zuflucht,
 Schleppten die Frauen mit und die Kinder zart und den Säugling,
 Stiegen mit ihnen hinauf in die Felsenwildnis der Alpen.

Und mit einer dieser Episodenschilderungen hat sich Lemnius
 nun doch ein unsterbliches Verdienst um sein Vaterland erworben :
 er hat Graubünden in der Gestalt des Benedikt Fontana seinen
 Nationalhalden geschenkt. Nicht als ob er diese Gestalt, wie man
 eine Zeitlang annehmen zu müssen glaubte, erfunden hätte. Fon-
 tana ist eine geschichtliche Persönlichkeit, und auch seine berühm-
 ten Worte, die Campell mitten im lateinischen Text seiner „Hi-

storia Raetica“ romanisch zitiert, sowie sein Streit mit Freuler, dem Führer des eidgenössischen Zuzugs, und sein Heldentod an der Calven sind historisch bezeugt – nur die hervorquellenden Gedärme sind eine spätere Zutat des biederen Ardüser. Aber erst Lemnius hat Benedikt Fontana in den Mittelpunkt der Calvenschlacht gestellt und damit dessen geschichtliches Bild als mythisches Vorbild für immer dem Bewußtsein seines Volkes eingeprägt. Darum will ich mit einer Übertragung dieser wichtigsten und wirkungsvollsten „Räteis“-Episode meine Ausführungen beschließen:

— — — Flüchtend weicht da zurück die rätische Mannschaft
 Hinter die Stämme der Wälder. Jedoch seine Waffengefährten
 Feuert Fontana an: „Allertapferste, herzhaftre Streiter!
 Seht, es haben die Unsern die Berge bezwungen und kämpfen
 Dort schon im feindlichen Raum. Das gibt uns Vertrauen. Schon wirbelt
 Staub in der Luft und erschallt das Getös und der Kämpfenden
 Schlachtruf.

Folgt ihrem Beispiel und stürmt nun voran auf die nämliche Weise!
 Hilft's denn, gedrängt hier zu harren als Ziel für die zischenden Kugeln?
 Entweder heut oder nimmer hernach wird Rätien bestehen!
 Vorwärts, ihr Mannen!“ So sprach er und stürzte sich wild auf die Feinde,
 Lieb wie ein schrecklicher Eber und rannte mit schäumendem Munde
 Tief in den dichtesten Qualm und den grausigen Donner des Bollwerks.
 Seine Kühnheit entflammt schon die Mannen, dem Banner zu folgen,
 Als ihrer Mitte sich Dieter entgegenstemmt und mit strenger
 Stimme sie schilt: „Wohin rennt ihr, Rasende, ohne Besinnen?
 Niemals erobert mit diesen Waffen ihr solch eine Schanze!“
 Aber da donnert Fontana mit drohenden Worten gewaltig
 Freuler an: „O heillose Schandtat! Was wagst du, Verräter?
 Fällst du als einziger schnöd dem Genossen des Kriegs in die Zügel?
 Hemmst unsrer Arme Kraft und den festen Mut unsrer Herzen?
 Und vereitelst des Vaterlands Ruhm durch dein kleinliches Zaudern?“
 Also rief er und sprang in die vorderste Reihe und schwang dort
 Blitzend sein Schwert und berannte im Angriff den Wall mit den Waffen.
 So wie einst Kapaneus auf dem hohen Ringwall von Theben
 Mutig die Mauern bestieg, und plötzlich ein Blitzstrahl den Edlen
 Hingestreckt, und die Flamme in dünne Luft ihn zerspellt hat,
 Also beginnt auch Fontana den Kampf, der tapferste Kriegsheld,
 Den je Rätien besaß, denn er liefert manch heißes Gefecht noch
 Unter dem Wurf der Geschosse, bis grausam das flammende Pulver
 Mitten im Kampfe ihn trifft, und er fällt an der Spitze der Streiter.
 Sterbend noch ruft er: „Gefährten! Erstürmt mir den Wall, der so

grimmig

Mit Geschützen gespickt ist! Denn Rätien — heut oder nimmer
 Wird es weiterbestehn, drum verteidigt in Treue die Heimat!“
 Sprach's und hauchte unwillig die Seele aus in die Lüfte.